

23/24

Verlagspostamt Oberhausen (Rhld.)

Echo der Arbeit

HÜTTENWERK OBERHAUSEN AKTIENGESELLSCHAFT



WEIHNACHTSSEGEN

Nun tu dich auf, du starres Herz,
vom rußigen Leben hart gehämmert,
nun sänftige dich, du wilder Schmerz,
wenn still der Heilige Abend dämmert!

Es schüttelt die kristallne Last
der junge Waldbaum von den Zweigen,
am trauten Herd, ein lieber Gast,
im grünen Lenzkleid sich zu zeigen.

Der Sternenhimmel, fern und kalt,
in dieser Nacht steigt er hernieder,
und tausend-, abertausendfalt
strahlt er aus Kinderaugen wider.

Hast du die Liebe tot gewähnt,
sieh heute sie lebendig werden!
Der Friede, den du heiß ersehnt,
heut waltet lachend er auf Erden.

Ein Kind mit einem Fähnlein weiß,
so tritt er bittend dir entgegen . .
tu auf dein Herz - und beuge leis,
dein Haupt dem heilgen Weihnachtssegen!

Anton Hickmann



ALLEN WERKSANGEHÖRIGEN, PENSIONÄREN UND IHREN FAMILIEN
WÜNSCHEN WIR EIN FROHES WEIHNACHTSFEST SOWIE EIN GLÜCKLICHES
UND ERFOLGREICHES NEUES JAHR. UNSER GRUSS GILT EBENSO
ALLEN GESCHÄFTSFREUNDEN IM IN- UND AUSLAND.

DIE BETRIEBSVERTRETUNG:

DER VORSTAND:

Voestalpine Corporate



Während der Adventszeit war in den meisten Küchen Außergewöhnliches zu bemerken: köstliche Düfte von Gewürzen, Honig und Schokolade durchzogen die Wohnung. Die Weihnachtsbäckerei hielt groß und klein in Bann. — Früh übt sich, was eine richtige Hausfrau werden will. Die kleine Gabi Oleczak (Töchterchen von Willi Oleczak) scheint das schon erkannt zu haben, vor allem findet sie das „Backe-backe-Kuchen" mit richtigem Mehl und richtigen Zutaten viel interessanter als das im Sandkasten. Die Frage ist nur, ob das Weihnachtsgebäck wirklich bis Weihnachten durchhält, denn der große Eifer der freiwilligen Helferinnen ist immerhin recht verdächtig. Aber wer will ihnen das verdenken. Jedenfalls macht die Backerei Klein-Gabi ganz besonderen Spaß, denn sie hilft nicht nur ihrer Mutti, sondern geht auch — wie auf unserem Bild — nach nebenan zu Frau Jannes, wenn dort Kuchen gebacken wird. Da läßt sich gut rühren, mit der Rechten im Kuchenteig, mit der Linken im Zuckerglas. Aber die zwölfjährige Marion Jannes wird einmal eine nicht weniger gute Hausfrau als ihre Mutter abgeben; jedenfalls scheint sie um Klein-Gabi rührend besorgt, während sie aber auch über Kuchen- und Gebäckzutaten genau Bescheid weiß. Man nehme: ½ Pfund Mehl, 2 Eier, 250 Gramm Zucker, einen Teelöffel Zimt, einen halben Teelöffel Nelkenpulver, eine Messerspitze Muskat und eine Messerspitze gemahlenen Ingwer. Gibt Pfeffernüsse: würzig und weich.

DIRK CATTEPOEL:

Der innere Kreis

Kürzlich war ein Inder, führender Mann der dortigen Wirtschaft, in der Bundesrepublik. Wie bei uns gründlichen Deutschen üblich, hatte man für ihn tagtäglich vom Morgen bis zum Abend ein ausgedehntes Besprechungs- und Besichtigungsprogramm ausgearbeitet. Doch eines Tages erklärte der Inder, er könne zu den vorgesehenen Sitzungen nicht kommen, er habe keine Zeit dazu. Erstauntes Fragen: „Warum keine Zeit?" — und Nebengedanken dabei: Ist irgend etwas schiefgelaufen? Oder gar Seitensprung zur Konkurrenz? Die Antwort des Inders jedoch: „Ich habe morgen einen stillen Tag. Ich will morgen nachdenken!"

Auch diese Antwort weckte großes Erstaunen. Vielleicht staunen wir mit. Aber eigentlich ist es betrüblich, daß wir staunen. Eigentlich müßte es nämlich das Selbstverständlichste der Welt sein, daß ein Mensch sich zur Stille sammeln will, daß er einmal darüber nachdenken und danach fragen will, warum er lebt, wofür er lebt, was so der Sinn und der Inhalt seines Lebens ist. Denn dies allein ist es doch, was den Menschen vom Tier unterscheidet, daß er nachdenken und fragen kann. Tut er es nicht, muß etwas mit ihm nicht in Ordnung sein.

Und es ist auch etwas mit uns nicht in Ordnung. Man kann sogar sehr leicht sagen, was es ist: das Gleichgewicht zwischen unserem Außenleben und unserem Innenleben ist gestört. Und warum? Auch dies ist einfach zu zeigen. Denn tagtäglich stürmt das Tausenderlei auf uns ein: Motorenlärm, Reklamelichter, Sensationsnachrichten, Radiomusik, Schlagzeilen, Autohupen, Fabriksirenen, Verkehrsunfälle — dieser ganze Orkan des modernen Lebens. Man vergegenwärtige sich nur einen Augenblick lang, daß das lauteste Alltagsgeräusch der Goethezeit das Rattern eines Wagens auf holprigem Pflaster war, und man versteht, was seitdem alles dazugekommen ist. Wir sind gleichsam von innen nach außen gewendet worden!

Noch ein anderes Bild wäre richtig: Die Außenwelt hämmert dauernd so auf uns ein, daß auch unsere Seele hart wird. Wir kapseln uns ab, wir werden gleichgültig für Feinheiten, wir reagieren nur noch auf grelle Reize, wir werden innerlich blind und taub. Das, was sich am tiefsten in uns versteckt, ist das Herz — manch einer schämt sich geradezu, daß er überhaupt noch ein Herz hat.

Freilich geschieht all dies nicht ungestraft. Man kann eben auf die Dauer nicht an sich selbst vorbeileben. Das Unterdrückte meldet sich. Es meldet sich als Unruhe, als Nervosität, als Betriebsamkeit, als Angst, als Manager-Krankheit. Können Sie noch Stunden für sich im Zimmer sein, ohne das Radio einzuschalten? Können Sie noch ohne Kilometerfresserei Landschaft erleben: einen Wald, einen See, einen Sonnenuntergang? Oder ergeht es Ihnen auch so, wie es in einem Düsseldorfer Kabarett gesagt wurde:

„Radio als Geräuschkulisse, Preßluftbohrer — Hammerschlag, Presto ohne Kompromisse. — Nervös? Trink Kaffee Hag! Und die Menschen wollten ihrer Angst davonlaufen, aber sie saß ihnen im Nacken, und die Menschen wollten sie übertönen, aber die Angst war noch lauter . . ."

Ein bekannter Denker hat sogar von unserem „Jahrhundert der Angst" gesprochen. Man sollte sich selbst einmal fragen, ob er so unrecht damit hat!

All solche Gedanken kommen besonders dringlich, wenn man sich vergegenwärtigt, was heute „Weihnachten" heißt. An sich ist Weihnachten das Fest der Stille — was könnte schon stiller sein als solches Fest einer Geburt? Aber was ist heute daraus geworden? Was machen wir daraus? Wir stellen Weihnachten in die Schaufenster, wir hängen Weihnachten auf in Straßengirlanden, wir machen aus Weihnachten das große Geschäft mit dem lauten Markt des Jahres. „Stille Nacht, heilige Nacht . . ." dudelt es von allen Schallplatten und aus allen Lautsprechern. Das aber ist nur noch Lärm und nichts mehr von jener wahren stillen und heiligen Nacht, da das ewige Licht aufleuchtet und die Botschaft erklingt:

„Friede auf Erden!"

Nun stehen wir alle, die wir dies schreiben oder lesen, im Betrieb. So wissen wir, daß der Betrieb uns ein Zwiefaches und oft ein Zwiespältiges bedeutet: er ist uns ein Stück Außenwelt und Innenwelt zugleich. Es ist nicht so, daß wir, wie Henry Ford einmal forderte, „am Fabriktor die Seele in der Garderobe abgeben". Aber es ist auch nicht so, daß der Betrieb unser Zuhause und unsere Heimat wäre. Wir arbeiten dort im Betrieb in einer sehr sachlichen Welt: an Maschinen, am Hochofen, im Stahlwerk, vor der Schreibmaschine, und wir arbeiten deshalb, weil wir unser täglich Brot verdienen müssen. Aber der Betrieb ist uns auch die Welt, in der wir dauernd Menschen begegnen, in der dauernd in dieser oder jener Form menschliche Gemeinschaft entsteht, in der immer irgendwo und irgendwie eine Hand die andere Hand halten muß.

So eigenartig und so naiv es klingen mag, all das, was heute mit gewichtigen Worten als „Human Relations", als „Betriebsklima" gefordert wird, ist im Grunde nur ein Umweg um dieses eine Notwendige: das Wissen um den Menschen im Mitmenschen. Daran sollte man zu Weihnachten denken. Vielleicht sollten wir uns gerade in diesen Tagen bemühen, in diesem oder jenem, mit dem wir Jahre hindurch zusammenarbeiten, etwas zu entdecken, was wir bisher noch nicht kannten: den Menschen.

Das also wäre ein Weg vom äußeren Kreis des Betriebes zu seinem inneren Kreis. Es gibt wohl keinen, der nicht bejaht, daß erst dieser innere Kreis unser Leben im Betrieb lebenswert macht. Gewiß, der Lohnstreifen ist wichtig. Aber sogar nüchterne Wissenschaftler haben jüngst in unseren Betrieben herausgefunden, daß neben dem Lohn die anderen Bereiche eine große und oft sogar größere Rolle spielen: die Anerkennung, das Lob, die Achtung, die Kameradschaft. Kurzum, all das, was der „innere Kreis" in unseren Betrieben heißen kann, möchte bei uns genau so da sein, wie die Hochöfen da sind oder die Kohle oder die Maschinen.

Wahrscheinlich werden wir es nicht, wie jener Inder, fertigbringen, solchem Nachdenken darüber einen ganzen Tag der Stille zu widmen. Aber auch schon eine Stunde echter Besinnung wäre etwas. Denn sie könnte vielleicht dazu führen, diesen oder jenen Arbeitskameraden, mit dem man bisher nicht zurechtkam, deshalb anders zu sehen, weil man in stiller Stunde erkennt, daß auch er ein Mensch ist mit seiner Hoffnung und mit seinem Schicksal.

Und am Weihnachtsabend sollten wir alle, die wir daheim feiern dürfen, mehr als einen stillen Augenblick lang hinüberdenken zu den Arbeitskameraden, die in der Telefonzentrale, im Maschinenhaus, am Ofen, in der Grube und sonstwo auch zur Feierstunde in Pflicht stehen!

thyssenkrupp Corporate Archives

Echo der Arbeit



Unser Titelbild: Ein Ausschnitt aus dem Annaberger Bergaltar, einem der ältesten Kulturdenkmäler des Bergbaus und der Hüttentechnik. Auf dem Bild wird der Daniel Knappius von dem Engel zu dem Baum geleitet, in dessen Wurzeln ihm reiches Fundglück winkt. Zweifelnd und doch gläubig folgt er dem Engel, der ihm den glückbringenden Baum weist. Die rechte untere Ecke zeigt eine Erzwäscherin, im Hintergrund wird eine Kaue sichtbar. — Weitere Einzelheiten über den Annaberger Bergaltar und über die ihm zugrundeliegende Legende bringen wir auf den Seiten 273, 274 und 275 dieser Ausgabe.

Rückseite: Dem Betrachter bietet sich eine weite Bergbaulandschaft dar, typisch in ihrer gedrängten Fülle der Schächte. Daß der Drang nach Gewinn — vergleichbar den Gold- und Diamantensuchern unserer Zeit — schon damals seine schlechten Seiten hatte, scheint das Hochgericht mit den Galgen auf den Hügeln am Horizont zu verdeutlichen.

JAHRGANG 6 24. DEZEMBER 23/24

AUS DEM INHALT

Der innere Kreis
Leistungsverbesserungen der Betriebskrankenkasse
Heimkehr
Der Tannenbaum
Friede allen, die guten Willens sind
Annaberger Bergaltar
Das Gesicht der Arbeit
Die „gute alte Zeit" war nicht gut
Wer? Was? Wo?
Unsere Weihnachtspreisaufgabe
Schnappschüsse
Jubilarfeier
Wie im Bundestag
Haben Sie 1955 richtig geklebt?
Vier Fragen, die jeden angehen
Buchbesprechung
Hüttenberufe

ECHO DER ARBEIT Herausgeber: Hüttenwerk Oberhausen Aktiengesellschaft. Verantwortlich: Direktor Karl Strohmenger. Red.: Karl-Heinz Sauerland, Oberhausen (Rhld.), Werksgasthaus. ECHO DER ARBEIT ist eine zweimal monatlich erscheinende Werkzeitschrift für die Mitarbeiter der Hüttenwerk Oberhausen AG. Auflage: 17 000 Expl. VVA-Druck, Oberhausen. Klischees: Vignold, Essen.

thyssenkruppCorporate Archives

Leistungsverbesserungen

der Betriebskrankenkasse

Die Betriebskrankenkasse Oberhausen hat weitere Leistungsverbesserungen durchgeführt:

■ **Zahnersatz**

Der Höchstzuschuß zu den Zahnersatzkosten wurde von DM 130,— auf DM 150,— erhöht. Diese Verbesserung gilt sowohl für Mitglieder, als auch für Angehörige ab 1. November 1955.

■ **Taschengeld**

Neben einer stationären Krankenhausbehandlung wird für den Versicherten mit Angehörigen, die er bisher ganz oder überwiegend unterhalten hat, Hausgeld gewährt. Ledige Versicherte erhalten ein Taschengeld an Stelle des Hausgeldes in Höhe von 10 v. H. des Grundlohnes für jeden Kalendertag. Dieses Taschengeld wird ab 1. Januar 1956 verdoppelt. Maßgebend für die Gewährung der erhöhten Leistungen ist der Eintritt des Versicherungsfalles.

■ **Wochenhilfe**

Als Zuschuß zu den sonstigen Kosten, die bei einer Entbindung entstehen, gewährt die Kasse einen einmaligen Beitrag von DM 10,—. Dieser sogenannte Entbindungskostenbeitrag wird mit Wirkung vom 1. Januar 1956 auf DM 25,— erhöht.

■ **Familienwochenhilfe**

Auch hier wird der Entbindungskostenbeitrag von DM 10,— auf DM 25,— heraufgesetzt. Die Erhöhungen in der Wochen- und Familienwochenhilfe wirken sich nur auf Entbindungsfälle aus, die nach dem 31. Dezember 1955 eintreten.

Ein jedes Belegschaftsmitglied hat es in der Hand, durch einen günstigen Krankenstand die Leistungen der Kasse zu verbessern. Der günstige Krankenstand wird erzielt, indem jedes unnötige Krankfeiern vermieden und die Kasse nur in echten Krankheitsfällen in Anspruch genommen wird.

Eine Leistungsverbesserung des Rentenversicherungsträgers wäre noch zu erwähnen.

■ **Witwenrente**

Der Kreis der Witwenrentenbezieher in der Invalidenversicherung wurde erweitert. Nunmehr können Witwen, deren Ehemänner vor dem 1. Juni 1949 gestorben sind, die Witwenrente erhalten, sobald sie das 45. Lebensjahr vollendet oder mindestens ein noch nicht schulpflichtiges, schulpflichtiges oder in Berufsausbildung befindliches Kind haben.

Der Antrag auf Witwenrente muß spätestens am 31. Juli 1956 gestellt werden, damit die Rente frühestens mit dem 1. August 1955 beginnen kann.

Vo.



Im Reifenwalzwerk: Ein Radreifen wird während des Walzvorganges gewissenhaft auf seine genaue Maßhaltigkeit geprüft.

thyssenkrupp Corporate Archives

HEIMKEHR

VON W. SCHLEIP
(Blechwalzwerk)

Heinrich beeilte sich nicht sonderlich, obwohl er wußte, daß sie zu Hause auf ihn warteten. Auf ein paar Minuten kam es jetzt auch nicht mehr an, und es war schön, die Vorfreude noch ein wenig hinauszudehnen. Noch nie hatte er sich dermaßen auf die Heimkehr gefreut wie heute; niemals vorher waren seine Gedanken so den Schritten vorausgeeilt, Gedanken, die sich mit ganz bestimmten Vorstellungen verbanden. Trotzdem ging er gemächlich dahin: die Hände tief in die Manteltaschen gedrückt, und unter seinen ausholenden Füßen den knirschenden, hart gefrorenen Schnee, der im Lichtkreis der Straßenlaternen wie eine kristallene Kostbarkeit funkelte.

Schon seit zehn Minuten war ihm kein Mensch begegnet, kein Auto, niemand, nichts; kein fremdes Geräusch kam ihm zu Ohren, und nur der abgehackt-rhythmische Ton seiner Schritte durchdrang die abendliche Stille ringsumher. Erst als er sich der bewohnten Gegend näherte, vernahm er menschliche Laute: Gesang, andächtig-ernst und dennoch frohlockend; Kinderlachen, jubelnd und unbeschwert. In allen Wohnungen brannte Licht, überall war Leben, Freude, Fröhlichkeit, Erfülltsein und Einkehr.

Heiligabend! Er dachte stärker als vorher an Änne und die beiden Kleinen und lächelte zufrieden in sich hinein. Noch zwanzig Minuten, dann war auch er daheim, und er sah alles schon vor sich: wie Änne den Tisch zu decken begann, während er mit knappen Worten sein Verspäten erklärte, wie Günther und Ilse ihm entgegenstürmten, ihn, kaum daß er Hut und Mantel abgelegt hatte, ins Wohnzimmer ziehen wollten. Je eher er sich zum Sitzen bequemte, desto schneller wurde ihre kindliche Neugier auf die Bescherung erfüllt. Er wußte, daß er mit Günthers Eisenbahn spielen und, wenn er dem Jungen eine große Freude machen wollte, dabei der Länge lang auf dem Boden liegen mußte, wie es sich für einen zünftigen Spielgefährten gehörte. Er wußte, daß er Ilses Puppe in seinen schwieligen Händen halten und sie zum Mamasagen auf und nieder bewegen mußte, wie es sich für einen richtigen Papa gehörte.

Schwierig würde es sein, die Geschenke für Änne unauffällig herbeizuschaffen: den Blumenständer aus dem Keller und die Pralinendose, die im Koffer auf dem Kleiderschrank versteckt war. Unter irgendeinem Vorwand mußte er sich aus dem Wohnzimmer stehlen. Schenken ist gar nicht so einfach, dachte er, man muß irgend etwas dazu sagen, und nichts dünkte ihn schwerer, als zu kleinen Dingen passende Worte zu finden. Und banale Floskeln wie: „Sieh mal, hier habe ich was für dich", waren ihm zuwider.

Es war in der Tat nicht einfach, etwas Passendes zu den Geschenken zu sagen, und er verwandte einige Minuten intensiven Nachdenkens dazu. Was er ihr geben konnte, war ohnehin nicht viel, und Änne selbst verwies immer, sobald von der Bescherung die Rede war, darauf, daß sie beim Christkind am besten abgeschnitten habe, und meinte damit den Mitte November angeschafften Wintermantel, den sie unabdingbar als Vorgriff auf die Bescherung anrechnete. Aber irgend etwas mußte er zu den kleinen Geschenken sagen. Eine Entschuldigung. Nun, er würde sehen.

Er schritt gleichmäßig aus und war von einer unbändigen Freude erfüllt. Er fühlte sich eins mit seinen Lieben daheim, obschon noch nahezu zwei Kilometer ihn trennten, fühlte sich eins mit den murmelnden, lachenden und singenden Menschen hinter den Fenstern, war zufrieden, obwohl er arg müde war und, weil keine Straßenbahnen mehr verkehrten, den ganzen Weg zu Fuß laufen mußte.

Eigentlich mußte er schon kurz vor drei zu Hause sein, und jetzt ging es auf neun zu. Einem Kollegen, der in seiner Nähe wohnte, hatte er aufgetragen, Änne von seinem Späterkommen Mitteilung zu machen, was jener auch bereitwillig versprach. Immerhin brauchte sie sich nicht zu sorgen.

Plötzlich war mittags die Kälte angebrochen und die Wasserleitungen der Bruchgefahr ausgesetzt. Das Thermometer fiel schnell auf acht Grad; und im schneidenden Ostwind, der aufkam, war es noch kälter. Da mußten nun mal drei Mann im Werk bleiben, an den Abzweigungen der Leitung Koksöfen aufstellen, Koks karren, anheizen und für Reparaturen bereitstehen. Ihm war es schon recht gewesen, sofort sein Teil dazuzutun, um während der Feiertage von der notwendigen Arbeit befreit zu sein.

Seine Arme hingen schwer herunter: er hatte wohl an die fünfzig Schubkarren Koks geschaufelt und gefahren; wenn er den Rücken reckte, verspürte er die Anstrengung in den Schulterblättern, und seine Beine waren von einer wohligen Mattigkeit: es war ungewohnte, aber ungemein wichtige Arbeit gewesen. Nach den Feiertagen konnte sich die Morgenschicht nicht mit langwierigen Reparaturen abgeben; sie begann unverzüglich zu produzieren.

So ging er mit leicht gekrümmtem Rücken dahin, hielt die Ohren unter dem hochgeschlagenen Mantelkragen geschützt und achtete des Weges Glätte. Hier fuhr er sommers mit dem Fahrrad und winters mit der Straßenbahn, jahraus, jahrein. Aber noch nie war er zu Fuß gegangen, niemals zuvor hatte er die sonsthin belebte Straße gänzlich ohne Leben gesehen.

Heiligabend! Er ging an den letzten Häusern vorbei, und unter den Bäumen, die die unbewohnte Straße umsäumten, erfaßte ihn der steife Ostwind, umwehte ihn mit uuuiiiii und pfeifendem Fauchen, zerrte knarrend an den entlaubten Ästen und stob Schnee aus den Bäumen. Ihm war, als hörte er mehrstimmig gesungene Melodien aus dem Wind heraus: Gesang von einem unsichtbaren Chor: Weihnachtslieder, schrill und einige Tonlagen höher. Sicher verstärkten seine Wahrnehmungen die kurz vorher vernommenen Lieder, deren Töne in seinen Ohren haftengeblieben waren, nachschwangen. Lieder, gesungen von jenen, die Weihnachten begingen. Und der Wind, der ja wirklich eine harmonisch zusammenhängende Tonfolge zu pfeifen vermag, trug ihm das Lied von der stillen, heiligen Nacht zu, das Lied vom Tannenbaum, dessen Grün das ganze Jahr hindurch beständig ist; und gerade an den Stellen, die ein Piano verlangen, verstieg der Wind sich zu einem kreischenden Fortissimo. So wurde der steife Ost gleichsam zu seinem aufmunternden Begleiter, obgleich er, der einsam durch die heilige Nacht dahinging, dessen nicht bedurfte. Heinrich summte die Melodien leise mit, und plötzlich ward er sich bewußt, den eigenartig singenden Wind schon einmal erlebt zu haben, damals . . .

Das war auf der Wache am Heiligabend in Rußland gewesen. Unbarmherzig schneidend pfiff der Wind über die nackte, kahle Ebene und brachte Melodien mit, altbekannte von Kindheit an vertraute Weisen von den Lieben daheim. Und auch später in der Gefangenschaft, als der Wind um die Baracke jaulte, mitten im tiefen Rußland, in der heiligen Nacht, hatte er dergleichen vernommen. Aber er entsann sich gut, wie er die Ohren in das dürre Strohlager gepreßt hatte, um nicht hören zu wollen, sich förmlich vor den Erinnerungen zu drücken und die Illusion an Daheim nicht aufkommen lassen wollte.

Das war vorbei. Änne war da, Änne und die Kinder. Sie warteten auf ihn. Er war ganz von innerer Fröhlichkeit erfüllt, blieb einen Moment stehen, sog die kalte Nachtluft ein und atmete tief wieder aus. Wiederum weilten seine Gedanken zu Hause. Am meisten freute er sich auf das Auf-dem-Boden Liegen mit Günther.

Er beflügelte nun seinen Schritt ein wenig und blickte abschätzend die Straße entlang: endlos lag sie vor ihm, eingebettet im gleißenden Schneemantel, nur die Fahrbahn war schmutzigbraun. Er sah auf und gewahrte den sternklaren Himmel über sich, sah das Sternbild unveränderlich im All schweben und in Gedankenschnelle eine Sternschnuppe fallen. Bestimmung und Ordnung, überall wohin er schaute.

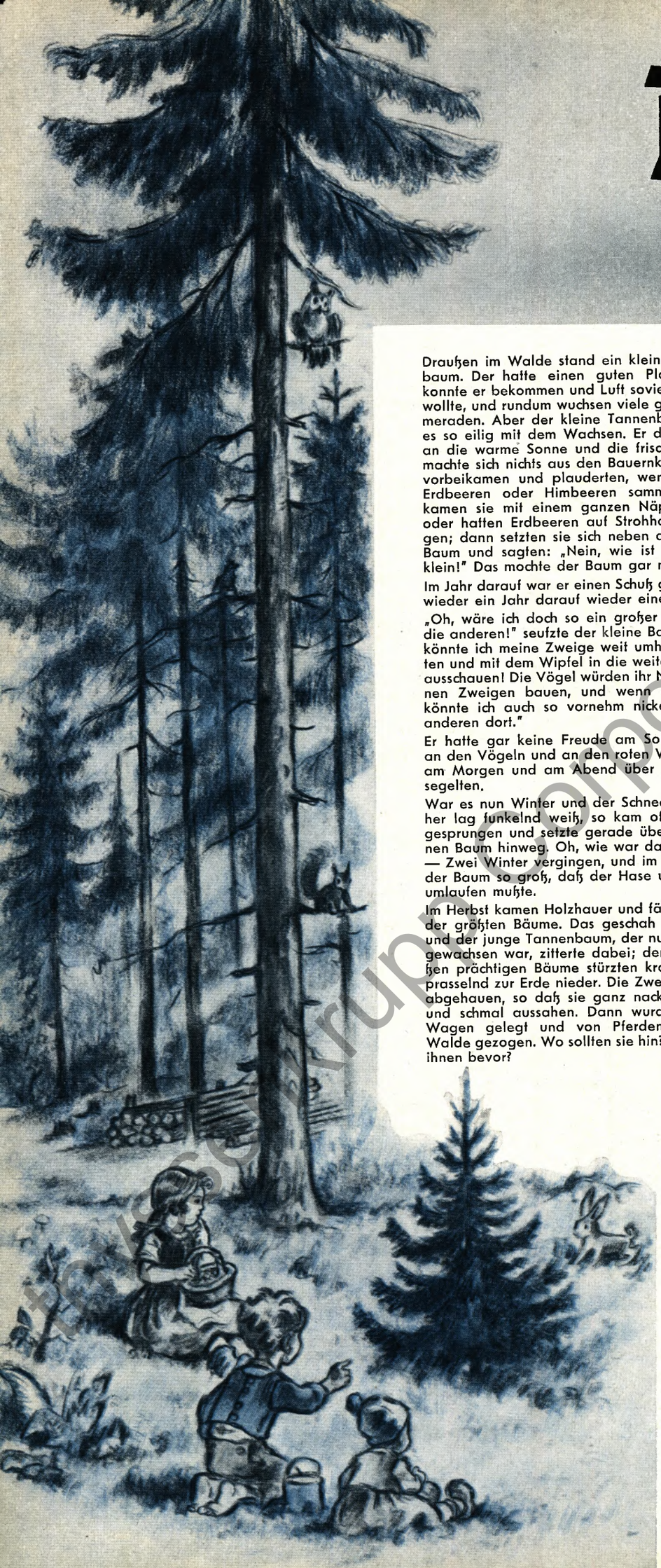
Nur noch wenige Minuten, dann war er daheim. Rechts aus der Seitenstraße neben den ersten Häusern hörte er grölendes Singen: zwei Betrunkene, Männer mittleren Alters, überquerten schwankend die Straße: entgleiste, aus der Bahn geworfene Menschen — einsame vielleicht, obzwar sie untergehakt den Eindruck biederer Brüderlichkeit machten —, denen Weihnachten nicht mehr bedeuten mochte als eine willkommene Gelegenheit, sich zu betrinken, Vergessen zu suchen in einer Art Gaukelstimmung, die ihre Ohnmacht vor der Wirklichkeit eine Weile ausschalten würde.

Heinrich ging unbeirrt weiter. Er sah in der Ferne die Konturen des Hauses gegen den sternklaren Nachthimmel abgezeichnet, darinnen er seine Lieben wußte: Änne und die Kinder. Ja, das war Mittelpunkt und Inhalt seines Lebens, damit war er ausgefüllt und er füllte sie aus. Sie bedurften einander. Heute mehr denn je.

Er näherte sich behutsam der Haustür und drückte die Schelle, und sogleich hörte er das eilfertige Gepolter Günthers und Ilses. „Vater, Papa ist da!" riefen sie aufgeregt durcheinander und stürmten durch den Flur, ihm entgegen, und dann fühlte er ihre warmen Händchen in den seinen, und er hob beide auf seine Arme, und ihre warmen Münder brachten wieder Gefühl in seine erkalteten Wangen zurück. Sie hatten ihre Arme um seinen Nacken geschlungen und kuschelten sich an ihn. Er schloß mit dem linken Ellbogen die Tür, ging mit seiner süßen, munter plappernden Last durch den Flur und trat zu Änne ins Zimmer.



thyssenkrupp Corporate Archives



Der Tan

Ein Weihnachtsmärchen für große und

Draußen im Walde stand ein kleiner Tannenbaum. Der hatte einen guten Platz. Sonne konnte er bekommen und Luft soviel er haben wollte, und rundum wuchsen viele größere Kameraden. Aber der kleine Tannenbaum hatte es so eilig mit dem Wachsen. Er dachte nicht an die warme Sonne und die frische Luft; er machte sich nichts aus den Bauernkindern, die vorbeikamen und plauderten, wenn sie dort Erdbeeren oder Himbeeren sammelten. Oft kamen sie mit einem ganzen Näpfchen voll oder hatten Erdbeeren auf Strohhalme gezogen; dann setzten sie sich neben den kleinen Baum und sagten: „Nein, wie ist er niedlich klein!" Das mochte der Baum gar nicht hören.

Im Jahr darauf war er einen Schuß größer, und wieder ein Jahr darauf wieder einen.

„Oh, wäre ich doch so ein großer Baum, wie die anderen!" seufzte der kleine Baum. „Dann könnte ich meine Zweige weit umher ausbreiten und mit dem Wipfel in die weite Welt hinausschauen! Die Vögel würden ihr Nest in meinen Zweigen bauen, und wenn es stürmte, könnte ich auch so vornehm nicken wie die anderen dort."

Er hatte gar keine Freude am Sonnenschein, an den Vögeln und an den roten Wolken, die am Morgen und am Abend über ihm dahinsegelten.

War es nun Winter und der Schnee rings umher lag funkelnd weiß, so kam oft ein Hase gesprungen und setzte gerade über den kleinen Baum hinweg. Oh, wie war das ärgerlich! — Zwei Winter vergingen, und im dritten war der Baum so groß, daß der Hase um ihn herumlaufen mußte.

Im Herbst kamen Holzhauer und fällten einige der größten Bäume. Das geschah jedes Jahr, und der junge Tannenbaum, der nun ganz gut gewachsen war, zitterte dabei; denn die großen prächtigen Bäume stürzten krachend und prasselnd zur Erde nieder. Die Zweige wurden abgehauen, so daß sie ganz nackt und lang und schmal aussahen. Dann wurden sie auf Wagen gelegt und von Pferden aus dem Walde gezogen. Wo sollten sie hin? Was stand ihnen bevor?

Im Frühjahr, als die Schwalben und die Störche kamen, fragte der Baum: „Wißt ihr nicht, wohin man sie geführt hat?" Die Schwalbe wußte nichts; der Storch aber sah nachdenklich drein, nickte mit dem Kopf und sagte: „Ja, ich glaube wohl! Ich traf viele neue Schiffe, als ich von Ägypten hergeflogen kam. Auf all den Schiffen waren prächtige Mastbäume, und ich darf wohl annehmen, daß sie es waren; denn sie rochen nach Harz."

„Oh, wäre ich doch auch groß genug, um über das Meer hinzufliegen! Wie ist denn eigentlich dieses Meer und wem sieht es gleich?"

„Ja, das ist so umständlich zu erklären!" sagte der Storch und ging einfach fort.

„Freue dich deiner Jugend!" sagten die Sonnenstrahlen. „Freue dich deines frischen Wachstums, des jungen Lebens, das in dir ist!"

Und der Wind küßte den Baum, und der Tau weinte Tränen über ihn, aber das verstand der Tannenbaum nicht. —

Zur Weihnachtszeit wurden ganz junge Bäumchen gefällt. Es waren meist die allerschönsten. Sie behielten ihre Zweige, wurden auf Wagen gelegt. Und die Pferde zogen sie aus dem Walde hinaus.

„Wohin sollen sie?" fragte der Tannenbaum. „Sie sind nicht größer als ich! Wo fahren sie hin?"

„Wir wissen es!" zwitscherten die Spatzen. „Wir haben unten in der Stadt durch die Scheiben geguckt! Sie kommen zu höchstem Glanz und größerer Herrlichkeit, als man sich denken kann! Wir haben gesehn, daß sie mitten in die warme Stube gepflanzt und mit den herrlichsten Dingen geschmückt wurden, mit vergoldeten Äpfeln, Pfefferkuchen, Spielzeug und vielen hellen Lichtern!"

„Und dann?" fragte der Tannenbaum. „Was geschieht dann?"

„Ja, mehr haben wir nicht gesehn! Es war eine Pracht ohnegleichen!"

„Ob es auch mir bestimmt ist, diesen strahlenden Weg zu gehn?" jubelte der Baum. „Das ist noch besser, als über das Meer zu schwimmen! Wie leide ich an Sehnsucht! Wäre es doch Weihnachten! Nun bin ich hoch und ausgewachsen wie die andern, die im letzten Jahre fortgeführt wurden!"

„Freue dich unser!" sagten die Luft und das Sonnenlicht. „Freue dich deiner frischen Jugend hier im Freien!"

Aber er freute sich gar nicht. Er wuchs und wuchs. Die Leute, die ihn sahen, sagten: „Das ist ein herrlicher Baum!"

Und zur Weihnachtszeit wurde er als erster von allen gefällt. Die Axt hieb tief in das Mark, und der Baum fiel mit einem Seufzer zur Erde nieder. Er fühlte einen Schmerz, eine Ohnmacht. Er konnte gar nicht an Glück denken. Er war betrübt, von seiner Heimat scheiden zu müssen. Die Abreise war durchaus nichts Angenehmes.

Der Baum kam erst wieder zu sich, als er im Hofe, während er mit den anderen Bäumen abgepackt wurde, einen Mann sagen hörte: „Der ist prächtig! Wir brauchen nicht weiter nach einem andern zu sehen!"

Nun kamen zwei Diener und trugen den Tannenbaum in einen großen, schönen Saal. Da waren Schaukelstühle, seidene Sofas, große Tische voller Bilderbücher und Spielzeug für

thyssenkrupp Corporate Archives

nenbaum

kleine Leute · Von Hans Christian Andersen

hundertmal hundert Reichstaler — wenigstens sagten das die Kinder.

Der Tannenbaum wurde aufrecht in einen großen Eimer gestellt, der mit Sand gefüllt war. Aber niemand konnte sehen, daß es ein Eimer war; denn es wurde grünes Zeug ringsherum gehängt. Oh, wie der Baum bebte! Was würde wohl geschehn? Die Diener und Fräulein schmückten ihn. An einem Zweige hingen kleine Netze, die aus buntem Papier ausgeschnitten waren, und jedes Netz war mit Zukkerwerk gefüllt; vergoldete Äpfel und Wallnüsse hingen daran, als ob sie angewachsen wären, und über hundert rote, blaue und weiße Lichtchen wurden in den Zweigen festgesteckt. Und oben auf die Spitze wurde ein großer Stern aus Flittergold gesetzt.

„Heute abend", sagten alle Menschen im Hause, „heute abend wird er strahlen!"

„Oh", dachte der Baum, „wäre es doch Abend! Ob wohl auch Bäume aus dem Walde kommen werden, um mich zu sehen? Ob die Spatzen wieder an die Fensterscheiben fliegen?"

Ja, er wußte gut Bescheid, aber er hatte ordentlich Borkenschmerzen vor lauter Sehnsucht. Und Borkenschmerzen sind für einen Baum ebenso schlimm wie Kopfschmerzen für uns.

Nun wurden die Lichter angezündet. Welcher Glanz, welche Pracht! Der Baum bebte an allen Zweigen, so daß eines der Lichter die grünen Nadeln anbrannte. Es sengte ordentlich.

„Gott bewahre uns!" schrien die Fräulein und löschten es schnell.

Nun wagte der Baum nicht einmal mehr zu beben. Oh, es war eine Qual! Ihm war so bange, daß er etwas von all dem Staat verlieren könne. Und dann gingen beide Flügeltüren auf. Eine Menge Kinder stürzten herein. Die älteren Leute kamen bedächtig nach. Die Kleinen standen ganz stumm. Aber nur einen Augenblick, so jubelten sie wieder. Sie tanzten um den Baum herum.

„Was tun sie denn nur?" dachte der Baum. „Was wird das werden?" Und die Lichter brannten bis zu den Zweigen herunter, und nachdem sie ausgebrannt waren, löschte man sie, und dann bekamen die Kinder Erlaubnis, den Baum zu plündern. Sie stürzten auf ihn los, daß es in allen Zweigen krachte. Wäre er nicht an der Spitze und dem Goldstern an der Decke festgebunden gewesen, so wäre er umgestürzt.

Die Kinder tanzten mit ihrem prächtigen Spielzeug umher. Niemand sah mehr auf den Baum; nur das alte Kindermädchen, das herankam und zwischen die Zweige blickte, aber auch nur, um zu sehen, ob man einen Apfel vergessen hatte.

Der Baum stand die ganze Nacht über still. Am frühen Morgen kamen der Knecht und das Mädchen herein.

„Nun beginnt die Pracht von neuem!", dachte der Tannenbaum. Aber sie schleppten ihn aus der guten Stube, die steile Treppe hinauf auf den Boden, und stellten ihn dort in eine dunkle Ecke, wohin kein Tageslicht schien. „Was soll das bedeuten?" dachte der Baum. „Was soll ich hier wohl? Was werde ich hier zu hören bekommen?" Und er lehnte sich an die Mauer und stand und dachte und dachte. — Es vergingen Tage und Nächte.

„Nun ist es Winter dort draußen!" dachte der Baum. „Die Erde ist hart und mit Schnee bedeckt; die Menschen können mich jetzt nicht pflanzen, deshalb soll ich wohl hier geschützt bis zum Frühjahr stehen. Wie vorsorglich ist das doch gedacht! Und wie gut die Menschen sind! Wäre es nur nicht so dunkel hier und so schrecklich einsam!"

„Piep, piep!" sagte plötzlich eine kleine Maus und schlüpfte hervor, und dann kam noch eine. Sie beschnüffelten den Tannenbaum und schlüpften zwischen seinen Zweigen umher...

„Es ist eine grausame Kälte!" sagten die kleinen Mäuse. „Sonst ist hier oben ganz gut sein! Nicht wahr, du alter Tannenbaum?"

„Ich bin gar nicht alt!" sagte der Tannenbaum. „Es gibt viele, die bedeutend älter sind als ich!"

„Wo kommst du her?" fragten die Mäuse. „Und was weißt du zu berichten? Erzähl uns von dem schönsten Ort auf der Erde! Bist du dort gewesen? Bist du schon in der Speisekammer gewesen, wo der Käse liegt?"

„Das kenne ich nicht", sagte der Baum, „aber den Wald kenne ich, wo die Sonne scheint und wo die Vögel singen!" Und dann erzählte er von seiner Jugend. Die kleinen Mäuse hatten niemals so etwas gehört, und sie hörten ihm andächtig zu und sagten: „Wie glücklich du gewesen bist!"

„Ich?" sagte der Tannenbaum und dachte nach über das, was er erzählt hatte. „Ja, es waren im Grunde ganz schöne Zeiten!" — Dann erzählte er vom Weihnachtsabend, als er mit Lichtern geschmückt war.

„Wie schön du erzählen kannst!" sagten die kleinen Mäuse, und in der nächsten Nacht kamen sie mit vier anderen kleinen Mäusen, die auch den Baum anhören wollten. —

Eines Morgens kamen Leute und kramten. Die Kisten wurden gerückt, und der Baum wurde hervorgezogen. Sie warfen ihn recht unsanft auf den Boden; aber sofort schleppte ihn ein Knecht zu der Treppe hin, wo das Tageslicht schien.

„Jetzt beginnt das Leben wieder!" dachte der Baum. Er fühlte die frische Luft, den ersten Sonnenstrahl, — und nun war er draußen auf dem Hof. Alles das ging so geschwind, daß der Baum rein vergaß, sich selber anzusehen; es war gar zu viel rings umher zu betrachten. Der Hof stieß an einen Garten. Die Rosen hingen frisch und duftend über das kleine Gitter hinweg, und der Lindenbaum blühte.

„Nun werde ich leben!" jubelte er und breitete seine Zweige weit aus. Ach, sie waren alle vertrocknet, und er lag in der Ecke zwischen dem Unkraut.

Im Garten spielten ein paar jener lustigen Kinder, die zur Weihnachtszeit um den Baum getanzt und sich so über ihn gefreut hatten.

„Sieh, was da noch auf dem häßlichen, alten Weihnachtsbaum sitzt!" sagte ein Kind. Es trat auf die Zweige, daß sie unter seinen Stiefeln krachten.

Und der Baum sah auf all die Blumenpracht und Frische im Garten; er sah auf sich selber und wünschte, daß er in seiner dunklen Ecke auf dem Boden geblieben wäre. Er dachte an seine frische Jugend im Walde.

„Vorbei! Vorbei!" sagte der arme Baum. „Hätte ich mich doch gefreut, als ich mich noch freuen konnte!"

Und der Knecht kam heraus und hieb dem Baum die Äste ab und steckte sie in einen Ofen. Tief seufzte das Bäumchen auf, und jeder Seufzer klang wie ein kleiner Schuß. Deshalb liefen auch die Kinder, die beim Spielen waren, herbei, setzten sich vor das Feuer, sahen hinein und riefen: „Piff! Paff!" Aber bei jedem Knall, der ein tiefer Seufzer war, dachte der Baum an einen Sommertag im Walde, dachte an den Weihnachtsabend. Und dann war er ausgebrannt. (Gekürzt)



thyssenkrupp Corporate Archives

Friede allen, die guten Willens sind

Wohl selten hat dieses Engelswort des Weihnachtsevangeliums aufgeschlossenere und hoffendere Menschen gefunden als zu unserer Zeit. Aber noch scheint die Verheißung erfüllt. Wir sind ja so bescheiden geworden, oder auch so gewissenlos, daß wir Kriegszuckungen nicht als Trübung unseres Friedens empfinden, solange sie in einem genügend Fernen Osten stattfinden. Hinzu kommt bei den meisten Menschen die Überzeugung, sehr wenig Einfluß auf den Gang der Ereignisse zu besitzen. Die Hoffnung, daß es heute so leicht niemand wagen wird, einen neuen Weltkrieg heraufzubeschwören, verbindet sich mit der Lethargie, daß der einzelne unter den Millionen, die davon betroffen würden, ohnehin wenig Einfluß hat, ihn zu verhindern.

*

Seitdem die katastrophalen Folgen des Zusammenbruchs vor mehr als zehn Jahren einigermaßen überwunden sind, sind für jeden von uns die privaten Sorgen und Kümmernisse wieder stärker in den Vordergrund getreten. Der Zuspruch des Engels „Fürchtet euch nicht" würde, wenn wir diesen Aufruf aus dem biblischen Zusammenhang herauslösen, die Menschen vorwiegend in ihrer privaten Sphäre ansprechen. Frau Jedermann wird vielleicht an die nächste Rate für den Staubsauger denken, die ihr angesichts der Weihnachtsaufwendungen gefährdet erscheint. Und Herr Jedermann hat sicher ebenfalls eine ganze Reihe von kleinen Kümmernissen und Sorgen zur Hand, die ihn bedrücken, und auf die er sich durch das Trostwort „Fürchtet euch nicht" mehr angesprochen fühlt als im übertragenen politischen Sinne.

*

Aber haben wir ein Recht, Herrn Jedermann deswegen zu tadeln, weil er, eingefangen in der Enge seines persönlichen Lebens, keinen Blick hat für die Vorgänge, die das Rad der Weltgeschichte bewegen? Sollten wir ihn nicht sogar beglückwünschen, daß er sich nicht von der Hysterie der Politiker anstecken läßt, die ihre Aufgabe darin sehen, das politische Gras wachsen zu hören, die fortgesetzt von einer politischen Wende sprechen, auf die man bisher vergeblich wartete. Doch wissen wir alle: Eine solche Einstellung wäre verhängnisvoll. Sie hat schon einmal dazu beigetragen, daß wir in einen Krieg hineinschlitterten, weil die große Masse sich keine Vorstellung zu machen verstand von dem, was ihr bevorstand. Wenn wir heute Bilder von den Mobilmachungstagen anno 1914 betrachten, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, als sei das für viele Menschen nicht mehr als ein Schauspiel gewesen, das für sie eine Abwechslung im Alltag bedeutete. Zwei Jahre später erst wurde ihnen bewußt, daß dies ein Schauspiel war, in dem sehr viel Blut und Tränen vergossen wurden. Und als 25 Jahre später die nationalsozialistischen Machthaber das deutsche Volk in einen zweiten Weltkrieg trieben, da war auch Herr Jedermann nicht ganz frei von Schuld. Seit 1936 wurde an jedem Stammtisch vom nächsten Krieg gesprochen, aber Herr Jedermann interessierte sich damals mehr für den Volkswagen, für den er sparte. Warum sollte er sich auch, so argumentierte er, vor etwas fürchten, hatte ihm der Führer doch ohnehin alle Besorgnisse für die nächsten tausend Jahre abgenommen.

*

Vielleicht wird der eine oder andere jetzt die unmutige Frage aufwerfen: Aber was soll ich denn tun? Jedenfalls, so müßte die Antwort lauten, hat niemand das Recht, wie Vogel Strauß den Kopf in den Sand zu stecken. Wir sind stolz auf unsere demokratische Lebensform und sollten dabei aber auch berücksichtigen, daß Demokratie eine keineswegs leichte Verpflichtung in sich trägt, nämlich teilzuhaben und mitzuverantworten. Das gilt sowohl für die öffentlichen Angelegenheiten als auch für die Belange des Betriebes. Wir alle sind Glieder einer betrieblichen Gemeinschaft und als solche auch berufen, unseren Beitrag zum Fortbestehen und zur Festigung dieser Gemeinschaft zu leisten. Darum gehen uns auch alle die Vorgänge an, die die wirtschaftlichen und menschlichen Grundlagen des Werkes berühren.

*

Aber was hat das mit Weihnachten zu tun? — Wir sprachen von Weihnachten als dem Fest des Friedens. Doch dieser Friede ist nicht etwa eine Sache, die nur die Politiker angeht; Friede ist vielmehr eine ethische Angelegenheit, auf den wir alle ein Recht haben, den wir uns aber auch verdienen müssen. „Frieden auf Erden . . .", allzu leicht vergißt man über dem Versprechen, das der erste Teil dieses Wortes enthält, die Forderung des zweiten, in dem der Friede nur denen versprochen wird, „. . . die guten Willens sind". Alle Hände greifen nach dem Frieden und alle Herzen rufen ihn, alle Vernunft verlangt nach ihm, und jedes Gewissen weiß, daß es ihm unabdingbar verpflichtet ist. Und doch fehlt vielen Menschen „der gute Wille", jener gute Wille, der gemessen wird an der Verpflichtung, die man gegeneinander spürt, und an dem Recht, das man dem andern zuzuerkennen bereit ist. Wir wollen immer den Frieden für uns selber haben, für das eigene Recht, für den eigenen Vorteil, für die eigene Bequemlichkeit und für die eigene Eitelkeit. Im kleinen wie im großen. Jeder betet für seinen Frieden und versteht darunter nichts als den weiten Umkreis seiner eigenen Wünsche und seiner eigenen Interessen. Der Friede aber ist kein einseitiges Geschenk, er ist eine zweiseitige Verpflichtung. Dies hat seine Gültigkeit in der großen Politik genau so wie im Sozialleben und unserem täglichen Beisammensein: Friede auf Erden allen, die guten Willens sind!

*

Ob wir als Christen Weihnachten feiern oder aus Überlieferung in die Kirche gehen oder die Feiertage nur als Familienfest auffassen — für alle sollte Weihnachten ein Anlaß zur Besinnung sein. Wir haben gewöhnlich keine Zeit mehr für unseren inneren Menschen und darum auch nur ein äußerliches Verhältnis zum Weihnachtsfest. Und weil wir uns selbst verloren haben, haben wir auch vergessen, daß die Liebe zum Nächsten die Grundlage unserer abendländischen Kultur ist. Was aber vermögen Liebe und Güte, inmitten einer Umwelt, die von ihnen als ordnenden und leitenden Prinzipien nichts wissen will? Wäre es nicht einfältig, sich zu ihnen zu bekennen, da doch feststeht, daß im persönlichen Leben nur die Ellbogengewalt triumphiert und im Dasein der Völker nur die gepanzerte Drohung Erfolg verspricht? Und doch hieße es, an der Menschheit verzweifeln, wenn die sittlichen Wegweiser keine Geltung mehr haben sollten, wenn der Gedanke der Humanität ein Schemen bliebe für unverbesserliche Toren und bedauernswerte Narren.

*

Der feinsinnige Adalbert Stifter, der sich bereits vor hundert Jahren mit der „Krankheit der Zeit" beschäftigte, erklärte einmal: „Kein Weltgeist, kein Dämon regiert die Welt: was je Gutes oder Böses über die Menschen gekommen ist, haben die Menschen gemacht." Da aber die Menschen die Trübsal unserer Zeit verursacht haben, müssen sie auch imstande sein, bessere Zustände herbeizuführen. Aus Unfrieden könnten sie den Frieden gestalten, aus Angst und Not ein glücklicheres Dasein. Stifter zeigt den Weg zum menschlichen Glück: „Daher müssen wir Vernunft und freien Willen, die uns nur als Keime gegeben werden, ausbilden; es gibt keinen anderen Weg zum Glück der Menschheit, weil Vernunft und freier Wille dem Menschen allein als seine höchsten Eigenschaften gegeben sind, und weil sie immerfort bis zu einer Grenze, die wir jetzt noch gar nicht zu ahnen vermögen, ausgebildet werden können."

*

Vernunft und freier Wille! Wir hören den Einwand: Vor hundert Jahren sah die Welt anders aus. Zugegeben, aber seit den Tagen, in denen Stifter seine Betrachtungen niederschrieb, haben sich weder die Menschen noch ihre sittlichen Bedürfnisse entscheidend gewandelt. Gewandelt haben sich die gesellschaftlichen Strukturen und die Mittel, mit denen die Menschen ihren Daseinskampf führen. Außerdem gibt es überzeugende Beispiele dafür, daß man auch heute in der von Stifter aufgezeigten Weise dem Glück der Menschen dienen kann. Das beste Beispiel liefert uns Albert Schweitzer. Im allgemeinen kennt man ihn nur als den Urwalddoktor, der in Lambarene der tätigen Nächstenliebe lebt. Aber eben die Tatsache, daß dieser hochgebildete Mann sich nicht damit begnügt, Thesen aufzustellen, sondern daß er sein Leben unter das Gebot der Nächstenliebe stellt, adelt seine Philosophie, deren Kernstück die Ehrfurcht vor dem Leben ist. „Was unser Denken als Erkenntnis ausgeben will", sagt Schweitzer, „ist immer nur eine ungerechtfertigte Deutung der Welt." Deshalb beansprucht seine Ehrfurcht vor dem Leben auch keine Sinndeutung der Welt, sie formuliert keine „Weltanschauung", sie proklamiert keinen „Glauben" im üblichen Sinne. Aber sie besitzt einen Glauben, nämlich den Glauben an die Liebe, an Güte und Frieden.

*

Im Bereich der politischen und wirtschaftlichen Auseinandersetzungen hat freilich die Stimme eines Philosophen im allgemeinen kein starkes Gewicht. Denn „hart im Raume stoßen sich die Sachen". Ist deshalb dort die Anwendung der Grundgedanken Albert Schweitzers überhaupt möglich? Darauf gibt es nur ein „Ja!". Wie sagt doch Schweitzer selbst: „Der von Ehrfurcht vor dem Leben erfüllte Wille zum Leben ist in der denkbar lebendigsten und stetigsten Weise an allen Arten von Fortschritt interessiert." Schweitzers Ethik fordert den verantwortungsbewußten Willen, der bereit ist, Opfer zu bringen für die „von Menschlichkeit erleuchtete Gerechtigkeit." — — Hier ist das Feld, auf dem alle Geister dazu beitragen können, die Leiden der Welt zu bekämpfen. Hier erhält Herr Jedermann die richtungweisende Antwort auf die vorhin gestellte Frage. Wenn es gelänge, die Lehren von Albert Schweitzer, der als wahrer Anwalt für den Völkerfrieden auftritt, in unserem Handeln durchzusetzen, würden die Spannungen sich lösen und der sozialen Gerechtigkeit die Wege geebnet werden.

*

Ein schönes Bild, freilich, aber ein Bild, das nicht allein für die Festtagsstube bestimmt ist. Doch wie ist die rauhe Wirklichkeit? Sagen wir es offen: Die Botschaft vom „Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen" ist bis heute nichts als ein frommer Wunschtraum geblieben. Wie könnte es auch anders sein in einer Zeit, in der sich das Christfest uns aufdrängt mit Pauken und Trompeten. Diesmal fast lärmender noch als in den anderen Jahren der Nachkriegs-Prosperität. Wir wissen, wir fühlen es: Das ist Weihnachten nicht. Normierte Neonreklame den Sternen oder dem Tannenbaum nachgebildet, flimmernde Girlanden und Glühlampen-Baldachine quer über die Straßen und Plätze. Aus Lautsprechern abwechselnd Choräle und Werbesprüche — — — das ist Weihnachtsrummel. Der Kerzenschimmer hat sich gegen Millionen Watt durchzusetzen. Ihr Licht, so gleißend es auch ist, wärmt die Herzen nicht, hat nicht die Zauberkraft der Entrückung, breitet nicht Friede und Stille in uns, derer wir so dringend bedürfen. Besinnen wir uns auf uns selbst, besinnen wir uns auf das wahre Weihnachtsfest, dann wird die Botschaft vom „Frieden allen, die guten Willens sind" uns mehr sein als ein dem Ohr gefälliges Trostwort.

Karl-Heinz Sauerland

the Gerhart Hauptmann Archives



ANNABERGER BERGALTAR

Eines der ältesten Kulturdenkmäler des Bergbaus und der Eisenhüttentechnik ist der Annaberger Bergaltar aus dem Jahre 1521, der uns über mehr als 400 Jahre hinweg ein lebenswahres und eindrucksvolles Bild gibt von der Geschäftigkeit jener Tage. Als Schöpfer dieses einzigartigen Bildwerkes konnte mit einiger Sicherheit der Maler Hans Hesse festgestellt werden, der ähnlich wie sein Zeitgenosse Georgius Agricola uns Einblick nehmen läßt in die Arbeitsweise vergangener Jahrhunderte. Zugrunde liegt dem Annaberger Bergaltar eine Legende, in deren Mittelpunkt ein Mann namens Daniel Knappius steht. Auf den folgenden Seiten bringen wir einige Ausschnitte und Erläuterungen hierzu.

VOM ERZ ZUM EISEN

*

AUSSCHNITTE AUS DEM ANNABERGER BERGALTAR

Die auf diesen beiden Seiten wiedergegebenen Bilder sind Ausschnitte aus dem Annaberger Bergaltar. Bis auf zwei Darstellungen — Erzwäscherin und Schmelze — wurden alle Ausschnitte der auf der vorigen Seite abgedruckten Mitteltafel des Altars entnommen. Auch das Titelbild sowie die Rückseite dieser Ausgabe der Werkzeitung sind Ausschnitte aus dem Bergaltar, der als ein einzigartiges Dokument zur Kultur und Geschichte des Bergbaus und der Hüttentechnik angesehen wird. Der Künstler, der ganz die Wiedergabe der Wirklichkeit anstrebte, hielt sich dabei an die Legende von der Entstehung des Annaberger Erzbergbaus. Die Sage berichtet von einem armen Holzfäller, Daniel Knappius, dem ein Engel im Traum befahl, einen Baum aufzusuchen, bei dem er einen Schatz finden würde. Die Worte des Engels, der die unterirdischen Erzlager meinte, mißverstehend, suchte Knappius vergeblich im Geäst des Baumes nach dem verheißenen Schatz, bis der Engel abermals dem Verzagten erschien und ihm am Fuße des Baumes zu graben befahl.



Der Hergang der Sage ist auf dem oberen Bild in mehreren Szenen dargestellt. Links weist der Engel dem Daniel Knappius den glückbringenden Baum. In der Mitte wird erzählt, wie der Engel dem Knappius erscheint, dann, wie Knappius, die Worte des Engels mißverstehend, auf einen Baum steigt. Rechts unter dem Baum sieht man ihn abermals, sogar ausdrücklich als „Knappius" bezeichnet, wie er mit der Spitzhacke zuschlägt, neben ihm liegt am Boden eine Schaufel. Hier schon trägt Daniel die damals übliche Tracht des Bergmanns, erkenntlich besonders durch die kapuzenartige Kopfbedeckung, Gugel genannt. Sein Holzfällerbeil hat er in den Stamm des Baumes geschlagen. Der Hintergrund des Bildes deutet bereits an, wie sehr die Verheißung des Engels, die Ankündigung von Bodenschätzen, das Gesicht der Landschaft verändert: Eine typische Zechenlandschaft damaliger Zeit mit ihren dicht beieinanderliegenden Schächten verschiedener Art, der eine wird von einer Kaue verdeckt, ein anderer von einem Haspel überragt, aus einem dritten ragt eine Fahrte hervor, und ganz im Hintergrund ist ein Wetterschacht zu sehen. Auch die Erzwäscherin, die das Erz, besonders das mit Ton oder Lehm verunreinigte, wäscht, ist mit ihrem Bottich zu sehen. Über diese Tätigkeit wird noch an anderer Stelle ausführlich berichtet werden.



Linkes Bild: Aus der Gruppe von drei Personen hebt sich der vornehm gekleidete, nach rechts schreitende Herr besonders heraus. Schon die Kleidung unterscheidet ihn von den Bergleuten: ein faltenreicher, weiter Mantel umhüllt ihn, er trägt ein modisches Barett schief auf dem Kopf. Offenbar handelt es sich um einen hohen Bergbeamten oder Gewerken, der mit der Rechten einen Karrenläufer anzuhalten scheint, der seinen Weg kreuzt. Dem hohen Besucher folgt ein Bergmann, erkenntlich an der Gugel, der eine leere Erzmulde auf der Schulter trägt. Man könnte meinen, es sei ein Steiger, der seinen Herrn zur Entnahme einer Erzprobe begleitet. Er zeichnet sich von den anderen Bergleuten, so läßt der Bildausschnitt rechts deutlich erkennen, durch reichere Kleidung mit Puffärmeln aus, vor allem trägt er einen Degen. Auch das besonders lange Leder läßt einen Unterschied zu den anderen Bergleuten erahnen. — Oben links tritt ein Bergmann mit brennender Grubenlampe aus einem Stollen heraus. Das Bild auf der Rückseite dieser Ausgabe läßt erkennen, wie ein Knappe mit einer solchen Grubenlampe (dem sogenannten Freiberger Frosch) auf dem Kopfe auf einer Fahrte in die mit einer hölzernen Kaue überdachten Tiefe des Schachtes steigt.





Unten: Zwei Haspelknechte, kräftige, muskulöse Gestalten, befördern mittels eines Haspels in mühseliger Arbeit eimerweise das Fördergut und die Berge an die Oberfläche. Die Tagesleistung eines Bergmanns lag im Mittelalter bei einer halben Tonne. Eine Leistung, die sich mit der wenig technisierten Arbeitsweise erklärt. Die bergmännische Gewinnung der Eisenerze erfolgte im 14. Jahrhundert in Schächten, die beispielsweise in der Amberger Gegend bis zu 200 Meter tief waren. Gewöhnlich aber ging man nicht tiefer als 60 oder 70 Meter, weil man dann das Wasser nicht mehr bewältigen konnte. Die Schächte waren in der Regel rund und mit Reifen aus biegsamen Weiden ausgekleidet. Bei dem geringen Erzdurchsatz der kleinen Eisenhütten des Mittelalters genügten kleinere Erzvorkommen. Damals wurde Eisen in Gegenden gewonnen, in denen heute keine Eisengewinnung mehr möglich ist, weil keine ausreichenden Erzlager vorhanden sind.



Oben: Ein von zwei Pferden gezogener Karren befördert das gewonnene Erz zur Hütte. Darüber ist ein Karrenläufer zu sehen, der die Berge aus seiner Karre auf die Halde kippt, die schon zu einiger Höhe angewachsen ist. Unübertrefflich hat der Maler die hundertfach geübte Bewegung des Umkippens der Karre dargestellt. Links oben ist ein Göpel sichtbar, in dessen Innerem mittels Pferdekraft die Förderung betrieben wurde. Die Zugkraft der Pferde diente in jener Zeit sozusagen als Fördermaschine. — Unten: Das Waschen der Erze war offenbar eine Tätigkeit, die den Frauen oblag. Der Vorgang des Erzwaschens erfolgt so, wie es 35 Jahre später Agricola in seinem berühmten Werk beschreibt: „Das Erz wird eingetragen und in einem nahezu mit Wasser gefüllten Fasse gesiebt, wobei das Faß geschüttelt wird. Dadurch gelangt das Korn unter Erbsengröße in das Faß, das übrige bleibt am Boden des Siebes zurück."







Oben (links): Die Handscheidung, bei der das Erz von dem zerkleinerten Gestein abgeschlagen wurde, ist wohl die älteste Art der Erzaufbereitung. Auf einem Steinblock zerschlägt der Ausschläger das Fördergut mit dem Fäustel und scheidet das Erz vom Tauben. — Rechts wird der Vorgang des Schmelzens dargestellt. Links im Bild wird der Schachtofen beschickt, aus dessen unterer Öffnung glühendes Eisen herausfließt. Rechts im Hintergrund des Raumes steht ein anderer Hüttenmann an einem Treibherd und ist damit beschäftigt, mit einem Haken die Schlacke abzuziehen, die an der Herdwand herabläuft. Schachtofen und Herd stimmen fast ganz mit der Beschreibung in Agricolas „De Re Metallica" überein. Im Vordergrund des Bildes liegt allerlei Gezähe, wie es damals von den Hüttenmännern verwendet worden ist: Gußformen, Stecheisen, Krücke, Mulde usw. Die Kleidung der beiden Hüttenmänner ist entsprechend den gänzlich anders gearteten Arbeitsbedingungen verschieden von der Tracht der Bergleute. Zum Schutz gegen die Hitze tragen sie lange, weiße Mäntel, gewissermaßen Vorläufer unserer Tempexbekleidung.

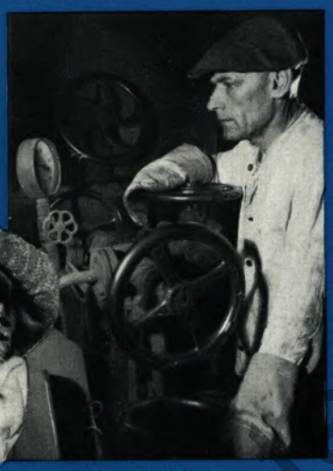
Nicht „salonfähig" zwar mit den vom Schweiß verklebten Haaren, aber um so interessanter für die Kamera ist auf diesem Bilde Manfred Federhenn.



Nicht nur die Arbeit, auch ein herzhafter Humor scheint hier die Gemüter zu bewegen. Von links nach rechts: Horst Ertel, Fred Weeske und Ernst Herbst.



Die Hand am Rade, den Blick auf die Walze gerichtet — ganz Konzentration, ein Merkmal, das der Walzmeister Johann Grothe verkörpert.



Erlebtes und Erlittenes, Erfahrung und Fachkenntnis prägen die Züge des Alters, wie bei dem (inzwischen pensionierten) Oberschmelzer Johann Dörnhöfer.





Auf vielerlei i
Werksbahn zu
und unerschütt
das Antlitz d

D



Gleich geht es wieder los. Aber die kurze Pause reicht Willi Bleckmann, bei ein paar Zügen aus der Zigarette neue Kraft sammeln zu können.



Zwei vom Hochofenbetrieb, manchen Sturm erlebt haben nicht so leicht erschüttern Plötz (rechts) und Wilhe

Augen, die oft durch farbiges Glas in die Glut des flüssigen Stahls sehen, die Haut von der Hitze gegerbt — das Gesicht Josef Zciplinskis.

thyssenkrupp Corporate

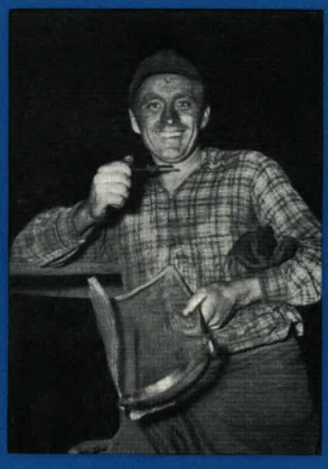


bei der Fahrt mit der achten. Umsicht, Vorsicht rliche Ruhe prägten so Lokführers Erhard Reeck.

Hast kann bei der Arbeit an den Hochöfen gefährlich werden. Eine fast stoische Ruhe und Gelassenheit zeigt daher auf unserem Bilde auch Ignaz Wittkowski.



Nach festem Zupacken hat Erwin Ruschke vom Radsatzwerk nun einen Augenblick Zeit, mit einem vergnügten Lächeln ein paar tiefe Züge aus der Pfeife zu tun.



Nach dem Abstich des Ofens wäre zunächst die gröbste Arbeit getan, aber sie spiegelt sich noch wider im Ausdruck des Hochofenarbeiters Kurt Bieber.



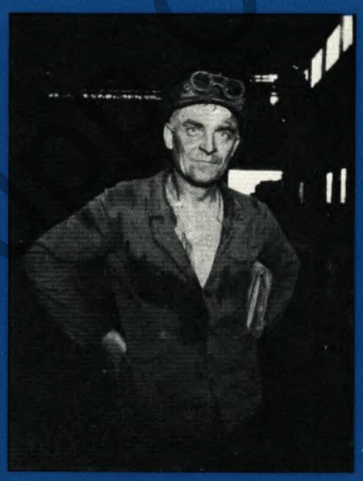
Das Gesicht der Arbeit

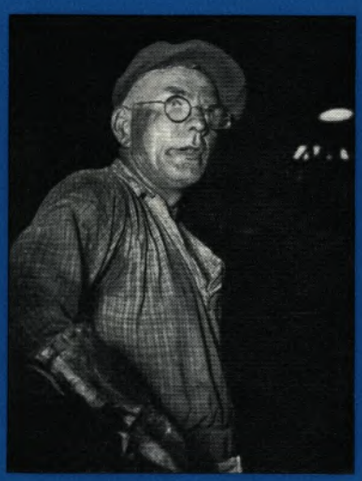


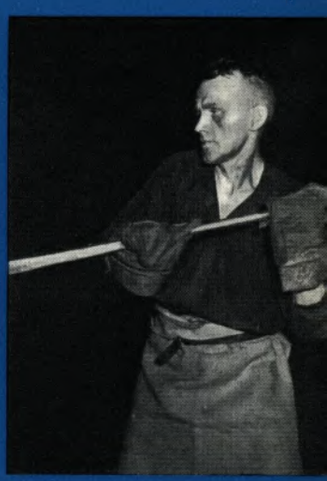
e hier schon d sich daher sen: Gustav Raduschei



Wenn man den Stahlwerkarbeiter Karl Thomes so lachen sieht, wer möchte da nicht mit ihm lachen! Und in der Tat: Immer guter Laune zu sein macht alles viel leichter!









Die im Hochofenbetrieb den Öfen und dem flüssigen Eisen entströmenden hohen Temperaturen zeichnen die dort beschäftigten Männer, so auch den Schmelzer Hermann Lange.

Von gespannter Aufmerksamkeit und festem Zupacken beim Achsenhammer spricht das Gesicht Otto Siekmeiers.

Obere Reihe (2. Bild von rechts): Kernig und selbstbewußt: Heinrich Pallerberg, Haspler auf der Drahtstraße.

Obere Reihe (3. Bild von rechts): Tiefe Runen grub die Arbeit in das Gesicht des Martinwerkers Willi Taschner.

thyssenkrupp Corporate Archives



Die „gute alte Zeit" war gar nicht gut

9. Fortsetzung: „Wie Oberhausen entstand"

In der Geschichte der Ruhrindustrie nennt man „Gründerzeiten" jene Zeitspannen, in welchen eine Hochkonjunktur die Unternehmen veranlaßte, ihre finanziellen und betrieblichen Grundlagen zu erweitern. In solchen Zeiten steigt die Produktion, die Gewinne der Unternehmen und die Löhne der Arbeiter ebenfalls; natürlich auch die Preise. Dieser Zustand reizte im vorigen Jahrhundert Spekulanten aller Art, neue Unternehmen, d. h. vornehmlich neue Gesellschaften zu gründen. Die bereits bestehenden soliden Unternehmen gerieten so in eine fieberhafte Atmosphäre. Da die Gesetze noch nicht so ausgebaut waren wie heute, waren die echten Unternehmen notgedrungen einbezogen in die chaotischen Wirkungen, die vom üppig wuchernden Spekulantentum ausgingen.

*

Die Oberhausener Industrie hat, wie das ganze Ruhrgebiet, ihre schwerste Krise nach der sog. zweiten Gründerzeit, die von 1870 bis 1874 anhielt, durchgemacht. Diese Zeit des drohenden Zusammenbruchs alles dessen, was in zäher und kluger Aufbauarbeit von den Jacobi, Haniel und Lueg in Jahrzehnten geschaffen worden war, dauerte von 1874 bis 1888. Es ist heute längst vergessen, aber dennoch wahr, daß damals die ganze Eisen- und Stahlindustrie vor dem Zusammenbruch stand.

Diese Frage kam auch auf die 47 Gesellschafter zu, die nach dem Tode von Franz Haniel (1868), Heinrich Huyssen (1870) und Generaldirektor Wilhelm Lueg (1864) zu einer Familienaktiengesellschaft zusammengeschlossen waren, die am 1. 1. 1873 unter dem heute noch geltenden Namen „Aktienverein Gutehoffnungshütte" in Erscheinung trat. Mit dem gleichen Tage übernahm ein Hüttenmann ersten Ranges die Leitung der Geschäfte, Carl Lueg, der schließlich den Weltruf der GHH begründete.

Wie war es, bevor der Himmel sich verfinsterte? Von 1868—1872 waren vier neue Hochöfen gebaut worden. Die Selbstversorgung mit Roheisen, das Schmerzenskind in all den Jahrzehnten vorher, wo man englisches Roheisen kaufen und teuer bezahlen mußte, war damit gesichert. Mehr noch: ein Drittel der Roheisenerzeugung an der Essener Straße konnte sogar an Fremde verkauft werden. Aber im Zuge der sich durchsetzenden Konjunktur wurde 1872 das Stahl- und Walzwerk Neu-Oberhausen, ferner ein Bessemer-Stahlwerk angelegt. Sie waren so beschäftigt, daß man das ganze Roheisen der Hütte nun selbst verbrauchte.

Auf 200 000 Tonnen war 1873 die eigene Erzförderung bereits gestiegen, aber es reichte immer noch nicht. Alle Räder liefen. Ringsum entstanden neue Gesellschaften. An der Börse kletterten die Aktienkurse in beinahe schwindelnde Höhen. Ganze Pakete wechselten ihre Besitzer von heute auf morgen, phantastische Gewinne und ebenso phantastische Verluste wurden von Spekulanten erzielt und hingenommen, die nicht an den Werken, sondern an Konjunkturprofiten interessiert waren.

Den wirklichen, werksverbundenen Unternehmern war dabei keineswegs behaglich zumute. Sie hatten mehr als einmal bewiesen, daß sie in schweren Zeiten Opfer zu bringen wußten wie beispielsweise jener inzwischen verstorbene Franz Haniel, der auf der linken Rheinseite bei Homberg die Zeche Rheinpreußen unter Verhältnissen gebaut hatte, die bis nach Amerika hin Aufsehen und Bewunderung erregten. Erst 20 Jahre nach den Abteufungsarbeiten brachte diese Zeche den Erben des Pioniers die ersten Erträge. Aber jetzt sahen die leitenden Männer und Besitzer der Oberhausener Werke etwas auf sich zukommen, was in der Industriegeschichte des Ruhrgebietes, dessen Einwohnerzahl inzwischen von 30 000 zur Zeit Jacobis auf 1 Million gestiegen war, noch nicht da war: die Katastrophe.

*

Sie begann 1874 mit den ersten Zeichen der Flaute: sinkende Nachfrage und erste Zusammenbrüche neugegründeter Werke. Es war das Jahr, in welchem Oberhausen Stadt wurde. Carl Lueg begegnete der Krise mit Rationalisierungsmaßnahmen und innerbetrieblichen Verbesserungen. Aber vier Jahre später, 1878, als jede Weiter- oder Aufwärtsentwicklung aussichtslos, die in der Konjunkturzeit erweiterten Anlagen nur zu einem kleinen Prozentsatz beschäftigt waren, Banken und Gründerzeitwerke mehr und mehr verkrachten, die Kurse an der Börse sanken, weil die Spekulanten das „sinkende Schiff" wie die Ratten verließen, standen die Hauptversammlungen auch der alten und älteren Stammwerke vor der Frage: Wie erhalten wir die Werke so, daß sie lebensfähig bleiben?

Diese Frage war nur dann positiv zu beantworten, wenn die Besitzer Opfer brachten. Sie brachten sie, soweit es sich um die alten Werke handelte, um die Hütten- u. Walzwerke in Mülheim, Duisburg, Ruhrort-Meiderich und Oberhausen, in einem Ausmaße, das zahlenmäßig festliegt und den Unterschied zwischen Unternehmern und „Unternehmern", zwischen Werksverbundenheit und Profitbesessenheit beweist. Das schwarze Jahr der Industriegeschichte an Emscher und Ruhr war angebrochen.

*

1852 war aus der Friedrich-Wilhelms-Hütte in Mülheim die Aktien-

thyssenkrupp Corporate Archives

◀ Das Gebäude hier, in dem heute die Verwaltung der Verkaufsanstalten untergebracht ist, war früher das sogenannte „Walzkasino" und hat nun schon ein Alter von über 100 Jahren. Es steht abseits der Essener Straße unweit deren Kreuzung mit der Werkbahn. In der Notzeit Mitte der 80er Jahre war in diesem Hause eine Speiseanstalt für die Belegschaft des Walzwerks Oberhausen, später auch ein Ledigenheim eingerichtet.

gesellschaft Bergwerksverein Friedrich-Wilhelms-Hütte geworden. Sie mußte in diesem Jahre 1878, um den Verlust zu decken, den Nennwert ihrer Stammaktien von 1500 auf 400 Mark herabsetzen.

*

Die Phönix-AG Duisburg hatte schon 1860, in der Krise nach der ersten „Gründerzeit", ihr Grundkapital von 18 Millionen auf 1,8 Millionen herabgesetzt, d. h. das Vermögen war auf ein Zehntel zusammengeschrumpft.

*

Die Rheinischen Stahlwerke mußten 1878 ihren Aktionären den Verlust von 88 Prozent ihrer Anteile zumuten.

*

Die Gutehoffnungshütte beschloß im gleichen Jahre die „Herabsetzung" des Kapitals von 30 auf 6 Millionen. Verluste dieser Art hat es nie mehr gegeben.

*

In dieser schlimmen Zeit entwickelten Männer wie Carl Lueg die Werke, dem Gebot der Not gehorchend, gewissermaßen nur nach innen. Es war die große Zeit der begabten Köpfe. Man erfuhr, daß genaue technische und organisatorische Überlegungen und Maßnahmen die Riesenunkosten herabdrückten. Dann half eine epochemachende Erfindung, die Erblasung von Thomasstahl, über die Stille hinweg, sie ermöglichte die Verwertung der phosphorhaltigen deutschen, vor allem der lothringischen Eisenerze. 1882 schon führte die GHH das Thomasverfahren ein, das den Nachteil zum Vorteil hätte wenden können, aber sie ließ noch eine geraume Zeit ins Land gehen, bis sie mit der bergmännischen Erschließung ihrer lothringischen Minette-Felder Ernst machte.

Die Begleiterscheinungen dieser schwersten aller Krisen, die bis 1888 dauerte, waren so aufregend, daß auch die soliden Werke unter dem Ansehensverlust zu leiden hatten, der durch die Spekulanten und durch zahlreiche Zusammenbrüche hervorgerufen wurde.

Mitten in der Krise suchte man natürlich nach den Ursachen des Zusammenbruchs. Es ist interessant, einen zeitgenössischen Bericht zu lesen, der im Januar 1880 im „Kleinen Journal", einer in Mülheim erscheinenden Wirtschaftszeitschrift, herausgegeben von dem damals ziemlich bekannten Dr. Strousberg, die Zustände schildert. Strousberg schrieb:

„Wir wußten, daß viele zur Lancierung an der Börse bestimmten Gründungsobjekte, von dem Krach überrascht, in den Händen des Faiseurs (Macher, Spekulanten) zurückgeblieben waren. Wir vermuteten, daß viele Industrie-Aktiengesellschaften, die durch Mißwirtschaft jeglicher Art und durch Hypothekenschwierigkeiten ruiniert oder ein Opfer der Krise geworden waren, für einen Spottpreis in den Besitz der früheren Eigentümer zurückwandern. Wir erwarteten, daß diese Gründungswerte auf solider Basis zu einem neuen Gründungs- bzw. Börsenobjekt umgewandelt werden würden. Wir hätten aber nicht geglaubt, daß man unter Nichtachtung jeder soliden Gründungsregel und unter völliger Hintanstellung der Interessen des Publikums das Gründungsmetier wieder aufnehmen und das kaum wiedererwachgerufene Vertrauen ersticken würde. In den Gründungsjahren 1871 bis 1873 suchte man eine Aktienbeteiligung dadurch zu veranlassen, daß man Prospekte erließ, die von den Aktienherausgebern unterzeichnet waren und die die Besitzverhältnisse, die Art des Betriebes der Gesellschaft, die Zusammensetzung der Geschäftsvorstände und die Mitglieder des Aufsichtsrates zur allgemeinen Kenntnis brachten. Wir wollen den Mißbrauch, der mit diesen Prospekten getrieben wurde, als bekannt voraussetzen und hier nicht weiter behandeln. Immerhin enthielten diese Prospekte noch Daten, aus welchen man ersehen konnte, welchen Händen eigentlich das Gründungsobjekt entnommen war, wer für die Herausgabe der Aktien verantwortlich war und aus welchen Persönlichkeiten die Direktion und der Aufsichtsrat sich zusammensetzten. —

Die jetzige Gründungsära (Red.: mitten in der Krisenzeit waren Spekulanten mit der „Gründung" neuer Gesellschaften beschäftigt, deren Aktien an die Börse lanciert und dort gehandelt wurden) erscheint uns dagegen vergleichbar mit einem in der Finsternis heranschleichenden Diebe. Prospekte existieren nicht. Ein kurzes Exposé über den Geschäftsbetrieb, eine Klarlegung, daß beispielsweise der Asphalt augenblicklich sehr niedrig im Preise stehe oder die Gesellschaft von der Eisenkonjunktur durch Anblasen eines neuen Hochofens bedeutende Geschäftsvorteile erwarte, durchläuft die Zeitungen und Börsen. Die Aktien zur Erlangung der Betriebsmittel und die Stammprioritäten werden zu einem imaginären Kurse an der Börse eingeführt und dem Börsenstrudel überlassen, damit er sie fortreißt.

Wir fragen: Warum treten die Emissionshäuser (Gesellschaft oder Banken, die die Aktien herausgeben) nicht mit ihrem vollen Namen für ihre Objekte in die Schranken? Warum werden das Direktorium und der Aufsichtsrat nicht bekanntgegeben? Warum werden die bisherigen Bilanzen nicht veröffentlicht? Die Zeiten, in welchen man durch fingierte Bilanzen blenden konnte, sind vorbei. Das Publikum ist durch böse Erfahrungen aufgeklärt worden. Es will wissen, welche Namen an der Spitze stehen."

Diese Veröffentlichung, die ein wesentlicher Dokumentenbeitrag zur Geschichte der Zeit ist, in der die GHH ihre schwersten Jahre durchmachte und als solides Werk die unglaublichen Machenschaften der Spekulanten mit zu büßen hatte, beleuchtet eine Elendslandschaft, in der viele Arbeiter mit ihren Familien ein jämmerliches Leben führten. Es ist hervorzuheben, daß die Verantwortlichen der Oberhausener Werke, an ihrer Spitze Carl Lueg, nach der Tradition des Werkes unter Franz Haniel und Wilhelm Lueg Arbeiterentlassungen nicht vornahmen. In dieser Zeit wurden von der GHH sogar Speiseanstalten für die Kinder der Arbeiter eingerichtet. So heißt es in einem Bericht der Rhein- und Ruhrzeitung vom 20. Januar 1880: „Die hier seit Wochen eröffnete Suppenanstalt ist für unsere ärmere Bevölkerung und namentlich für ihre Kinder von größtem Segen. Sie erhalten wenigstens einmal am Tage eine kräftige Nahrung, daß sie damit so ziemlich den ganzen Tag auskommen können." Das ist im Stil der damaligen Zeit geschrieben, die noch patriarchalisch-konservativ und im Drei-Klassen-Wahlrecht verankert war. Aber das verringert nicht den Wert der menschlichen Umsicht, die in den Oberhausener Stammwerken herrschte. Auch die Verkaufsanstalten wurden damals, 1877, ins Leben gerufen. Sie dienten dem Zweck, durch Abgabe verbilligter Lebensmittel die Lebenshaltungskosten zu senken und das Sozialeinkommen des arbeitenden Menschen zu heben. Man muß auch berücksichtigen, daß damals in Oberhausen das Pfund Kaffee 90 Pfennig, geräucherter Speck 48, reines Schmalz 52, Mettwurst 67, Butter 88, bester holländischer Käse 75 Pfennig das Pfund kosteten und daß die GHH die Löhne nicht herabsetzte.

*

Wie es damals bei uns war, das verraten auch einige andere Vorgänge. So kündete der Oberhausener Gerichtsvollzieher Arnold am 30. Januar 1880 die öffentliche Versteigerung von Kuxscheinen der Steinkohlenzeche Mont-Cenis — meistbietend gegen gleich bare Zahlung — in der Oberhausener Gastwirtschaft Wilhelm Günther an. Und der Gemeindevorsteher von Alstaden, das noch nicht zu Oberhausen gehörte, bedankte sich öffentlich in einer Anzeige dafür, daß die Verwaltung der Zeche Alstaden ihm 250 Scheffel Kohlen zur Verteilung an arme Leute überwiesen habe. Durchblättert man alte Zeitungen, so fällt auf, wie sehr sich durch die Skandale, Zusammenbrüche und ihre Folgen die soziale Stimmung verschlechterte, wie sehr die Machenschaften der Spekulanten und Profitjäger das Ordnungsbild der damaligen Zeit zersetzten. Die Zahl der „Majestätsbeleidigungen" und der „Gotteslästerungen" stieg, die Gerichte verhängten schwere Strafen.

*

Im September 1874, als Carl Lueg seine ersten großen Rationalisierungsmaßnahmen in den Werken durchführte, lag auf dem Schreibtisch des Bürgermeisters Schwartz folgendes Schreiben der „Königlichen Regierung, Abtheilung Inneres":

„Ew. Wohlgeborenen übersenden wir hierneben beglaubigte Abschrift des Allerhöchsten Erlasses vom 10. d. M., mittels welches der Gemeinde Oberhausen die Stadtordnung für die Rheinprovinz vom

Fortsetzung nächste Seite



Nachdem Oberhausens erster Bürgermeister Friedrich August Schwartz die Amtsgeschäfte lange Zeit in seiner Privatwohnung erledigte, wurde 1873, ein Jahr vor der Erhebung Oberhausens zur Stadt auch ein Rathaus gebaut. Es sah, wie unser Bild zeigt, äußerlich recht repräsentabel aus, die Inneneinrichtung allerdings war denkbar einfach. Im zweiten Weltkrieg ist dieses Gebäude in der Schwartzstraße teilweise von Bomben zerstört worden. ▶

thyssenkrupp Corporate Archives



Fortsetzung der vorigen Seite

15. 5. 1856 allergnädigst verliehen worden ist. Wir benutzen diese Gelegenheit, unsere aufrichtigen Wünsche für das fernere glückliche Gedeihen dieser neuen Stadtgemeinde zu bezeugen und Ihnen, Herr Bürgermeister, auch hier wieder unsere Anerkennung Ihrer Verdienste um dieselbe auszusprechen."

*

Carl Lueg hatte seinen Einfluß geltend gemacht. In Voraussicht des Kommenden hatte man bereits ein Jahr vorher an der damaligen Bergstraße, oben in der Heide, die sich hier immer noch ausbreitete, das erste Rathaus gebaut: auf dem sogen. Galgenberg. Endlich hatte die Verwaltung und hatten die Gemeindevertreter, die jetzt Stadtvertreter waren, ein Heim.

Wirklich: ein Heim. Es hört sich heute kurios an, war damals aber selbstverständlich, daß die spartanische Einfachheit des Sitzungszimmers, das nur einen breiten und langen Tisch mit Stühlen beherbergte, in der ersten Etage durch „Gesellschaftsräume" ergänzt wurde. Hier saßen die Honoratioren Oberhausens und der Industrie, wenn man sich an Herrenabenden zu Plaudereien aus dem kommunalen „Nähkörbchen" traf, rauchte und — nicht zu knapp — dem Wein zusprach. Hier im Sitzungszimmer und in den Gesellschaftsräumen war Dr.-Ing. Carl Lueg wohl die gewichtigste Person, ein Mann, der das größte Industriewerk in der jungen Stadt leitete und schon seit 1862 im Gemeinderat saß (er war bis 1905 Stadtverordneter) und zur bedeutendsten und berühmtesten Persönlichkeit der Stadt aufstieg, die ihn zu ihrem Ehrenbürger ernannte. Hier saß ab 1877 auch der GHH-Direktor Ziegler (bis 1908), der Unternehmer Grillo (nach welchem die Grillostraße benannt ist und dem der heutige Rathauspark [Grillopark] gehörte). Neben ihnen saß der Apotheker Bellingrodt, der als erster Ehrenbürger geworden war, gefolgt von Carl Lueg und Ziegler.

Auf dem Balkon dieses ersten Rathauses, das den Bomben des letzten Krieges zum Opfer fiel, nahmen sie als die Repräsentanten der damaligen Führungsschicht die Grüße und Ehrenbekundungen entgegen, wenn die Bevölkerung der jungen Stadt patriotische oder lokale Feste feierte. Damals hatte Oberhausen 20 000 Einwohner, eine zufriedene Arbeiterschaft, die den Kaiser-Patriotismus auf der angenehmen Grundlage soliden Goldgeldes und niedriger Preise freudig mitmachte. Es gab in Oberhausen „keine Unruhen", wie es in einem Bericht an den Innenminister heißt, der dem Kaiser und König vorschlug, den bedeutenden Kopf und hervorragenden Industrieführer Carl Lueg in das preußische Herrenhaus zu berufen. Mit Blechmusik und Fackeln zogen Arbeiter und Angestellte, Handwerker und Geschäftsleute vor das neue Rathaus, wenn der Kaiser Geburtstag hatte, und vom „hohen Balkone" herab hielten sowohl Lueg wie Grillo oder Bürgermeister Schwartz ihre Ansprachen. Und dann feierten die Honoratioren in den Rathausräumen und die Bevölkerung in der „Wilhelmshöhe", die nicht weit vom Rathause auf der heutigen Ebertstraße lag.

Wer! Was! Wo!

UNSERE WEIHNACHTS-PREISAUFGABE

Unsere Weihnachts-Preisaufgabe zeigt Ausschnitte von Aufnahmen, die zwar nicht sämtlich im „Echo der Arbeit" abgebildet waren, von denen wir aber annehmen, daß viele Leser nach einiger Zeit des Überlegens herausfinden werden, um was es geht. Alle Aufnahmen wurden auf dem Werksgelände gemacht.

Bild 1: Ja, was ist das wohl! — Sieht beinahe aus wie die Saiten einer Harfe. Oder wurde die Aufnahme gar in der Küche des Werksgasthauses gemacht, wo aus Italien eingetroffene Spaghetti erst einmal preußisch-korrekt „auf Vordermann" gebracht werden, bevor sie in die Kochkessel wandern! — Wer weiß!

Bild 2: Hier scheint es sich um Reifenspuren zu handeln, die unser „Känguruh" (Roß-Carrier) im Schneematsch hinterlassen hat.

Bild 3: Daß das hier eine Lok der Werksbahn ist, dürfte leicht festzustellen sein. Schwieriger aber ist die Frage zu beantworten, an welcher Stelle auf dem Werksgelände sich die Lok befindet.

Bild 4: Nanu, die Leiter scheint reichlich windschief. Wenn die jemand vom Arbeitsschutz sieht, wird hier niemand mehr raufsteigen. Oder sollte etwa! — Nun, denken Sie mal gut nach.

Bild 5: Und dieser Weihnachtsmann ist gar kein Weihnachtsmann, sondern ein sehr bekannter und beliebter Mitarbeiter, der uns schon viel Freude bereitet hat. Wer ist es!

Bild 6: Eine Röntgenaufnahme! Aber sicherlich ein anatomisch-interessanter Fall, denn die rechte Rippenpartie scheint verkehrt herum eingehängt.

Bild 7: Ganz klar: Fenster! Aber wo! — Hauptverwaltung, Werksgasthaus oder — —! „Natürlich, das ist doch . . ." — Viele von uns gehen täglich zweimal daran vorbei. Es ist . . . !

Nun überlegen Sie zunächst einmal ganz ruhig, die Sache ist nämlich viel leichter, als sie im ersten Augenblick aussieht. Wie schon gesagt, es sind Bildausschnitte von Fotos, die im Werk gemacht wurden. Wenn Sie alle sechs Fragen gelöst haben, dann werfen Sie die Antwort, versehen mit Namen und Arbeitsnummer, in einen der in den Betrieben aushängenden Redaktionsbriefkästen oder senden Sie die Antwort unmittelbar an die Redaktion des „Echo der Arbeit". Einsendeschluß ist der 6. Jan. 1956. Für sechs richtige Lösungen sind Buchpreise ausgesetzt. Und nun viel Glück bei der Auflösung unseres Weihnachts-Preisausschreibens.

Ihre
Schriftleitung „Echo der Arbeit".

thyssenkrupp Corporate Archives

Schnappschüsse

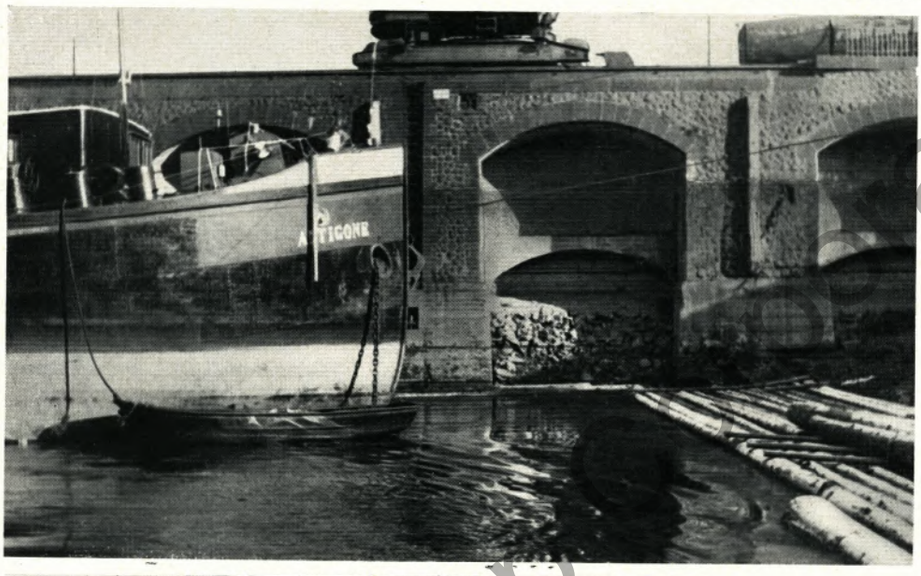


▲ Mit einer Erstaufführung der für Laienspieler bearbeiteten Komischen Oper „Zar und Zimmermann" von Albert Lortzing begann, wie wir bereits in unserer letzten Ausgabe berichteten, die Bühnengruppe ihre Winterspielzeit 1955/56.

Auch im Drahtwerk Gelsenkirchen werden zur Zeit größere Bauten durchgeführt. Bei Beginn des Neubauabschnittes im Werk 3 wurde zunächst die Zufahrtsstraße verbreitert und hergerichtet, anschließend folgt der Bau der Werkshalle. ▶

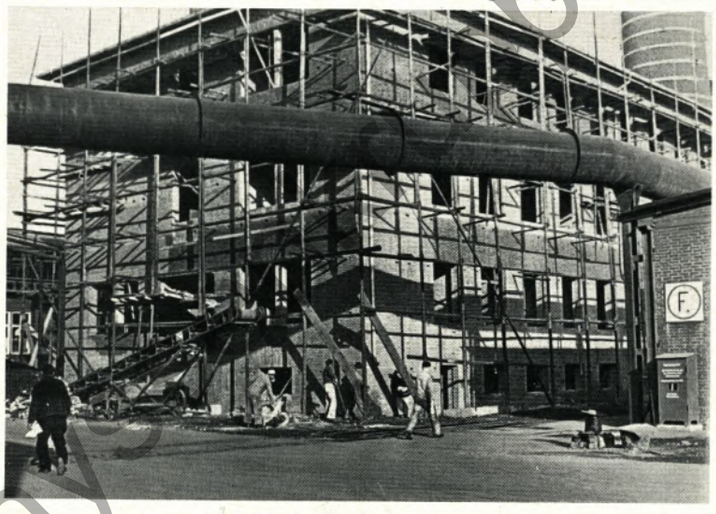
▼ Einen ungewöhnlichen Tiefstand zeigte vor kurzem der Rhein, wodurch die Schiffahrt fast stillgelegt war. Auf unserem Bilde ist an dem dunklen Teil des Mauerwerkes im Südhafen Walsum deutlich der normale Wasserstand erkennbar.





Als Nachfolger für den zurückgetretenen Betriebsratsvorsitzenden Wilhelm Volkühler wurde Hannes Stappert gewählt. Er gehört dem Hüttenwerk seit 1937 an und ist seit 1949 Betriebsratsmitglied. ▼

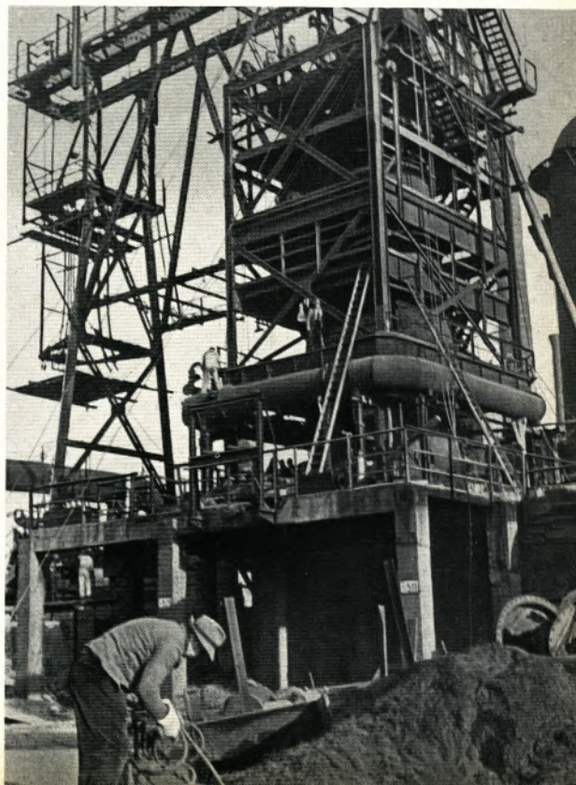




◀ Die Mannschaftsunterkünfte im Blechwalzwerk und im Hochofenbetrieb, über die wir bereits berichteten, gehen allmählich ihrer Fertigstellung entgegen. Als diese beiden Bilder geknipst wurden, war man mit dem Innenputz und den Plattierungsarbeiten beschäftigt, so daß wohl schon in Kürze mit dem Einzug gerechnet werden kann. Die Inneneinrichtung wird durchwegs neuzeitlichen Forderungen entsprechen. In dem Mannschaftsgebäude im Walzwerk Oberhausen (oben) wird auch das Betriebsbüro untergebracht.



Bei einer Neuzustellung des Versuchsofens der Eisenhütte 1 wurde der Gestelldurchmesser des Ofens von 2,40 Meter auf 3,10 Meter aufgeweitet. Nach Fertigstellung wird der Ofen möglicherweise zu Versuchszwecken eingesetzt, im übrigen dient er als Erster, falls einmal ein anderer Ofen ausfallen sollte. ▶



thyssenkrupp Corporate Archives



Jubilarfeier...

...DURCHS SCHLÜSSELLOCH BELAUSCHT



Jubilarfeiern sind Stunden der Besinnung. — Und schließlich: Jubilarfeiern gehören zu jenen wenigen Stunden, in denen die sonst allmächtige Gegenwart zu einer Zeitspanne zusammenschrumpft, wo die Vergangenheit mahnt und die Gegenwart fordert. So gesehen, sind Jubilarfeiern Stunden, in denen gewogen wird, in denen man geneigt ist, eine Bilanz aufzustellen. In dieser Bilanz finden sich dann sowohl Hoffnungen wie Enttäuschungen, Rückschläge wirtschaftlicher oder persönlicher Art, aber in den meisten Fällen wird auch ein Vorwärtskommen, eine gewisse Aufwärtsentwicklung zu verzeichnen sein."— Diese Worte, die der 2. Betriebsratsvorsitzende, Willi Robben, auf der letzten Jubilarfeier sprach, charakterisieren so recht den Sinn und hohen Wert der Jubilarfeiern. So gestaltete sich auch in diesem Jahre der Festakt für die Jubilare unseres Werkes zu einer erhebenden Feierstunde. 279 Mitarbeiter waren es diesmal — 26 mit 50jähriger, 108 mit 40jähriger und 145 mit 25jähriger Werkszugehörigkeit—, die nun schon Jahrzehnte hindurch dem Werk die Treue halten und noch aktiv in unseren Reihen schaffen. — — Wir haben dann einmal einen Blick durchs Schlüsselloch in den Werksgasthaus-Saal geworfen. Was wir sahen, gibt die Fotomontage auf dieser Seite wieder. — Nun, wir konnten nicht alle Jubilare und Gäste auf den Film bekommen, zeigen hier also nur einen kleinen Ausschnitt. Wir erkennen u. a. Bundestagsabgeordnete Luise Albertz, Bürgermeister Jansen und Matthias Hüskes. Dahinter Oberregierungsrat Flotho vom Arbeitsamt Gelsenkirchen und MdB Martin Heix. Direktor Siering und Günter Schult am Baum (Lohnbüro) beglückwünschen Karl Petrak (Gelsenkirchen), daneben Direktor Dr. Graef, wie er den beiden Goldjubilaren Stanislaus Miara und Johann Jansen gratuliert. Weiter sehen wir Willi Robben bei seiner Ansprache sowie Oberbürgermeister Pannenbecker und den Betriebsratsvorsitzenden Johannes Stappert mit der „25jährigen" Theodora Reyers. Direktor Strohmenger beglückwünscht Hennes Haep zum 40jährigen Jubiläum. Das Werksorchester unter Leitung seines Dirigenten Peter Müller sowie der Männergesangverein unter Hans Disselkamp trugen viel zu dem guten Gelingen des Festes bei. Heinrich Rödel, der sich hier schmunzelnd eine Zigarre genehmigt, hielt übrigens die schon zur Tradition gewordene Festrede eines Goldjubilars. „Wir 50jährigen können nun nicht mehr viel versprechen, da die Zeit unserer Tätigkeit bald abgelaufen ist. Aber allen Jüngeren möchte ich zurufen: Tut weiter Eure Pflicht und sorgt immer dafür, daß gute Arbeit geleistet wird." Daneben die Betriebsleiter Flamme und Möritz, denen Franz Stecken sein Bild zeigt. Am langen Tisch vorne Reg.-Gewerberat Scharwächter, ihm gegenüber der Vorsitzende des DGB-Ortsausschusses, Jackfeld, daneben Oberreg.-Gewerberat Janke, Matthias Hüskes, Frau Albertz, Dir. Strohmenger und Oberbürgermeister Pannenbekker. Bei einem Glas Bier: Direktor Siering im Gespräch mit Jubilaren, im Hintergrund Josef Nowak. Ernst Roitzheim freut sich über Wilhelm Busch, Rechts: Franz Stekken haut hier kräftig rein: Dicke Bohnen mit Kasseler Rippspeer.

Unten links plaudern zwei „alte Knaben" miteinander: Paul Schmidt und Otto Blickensdorf. Für Nachschub an scharfen Sachen war gesorgt; eingegossen von zarter Hand. — — Von den Festreden, die zu Ehren unserer Jubilare gehalten wurden, brauchen wir hier lediglich noch auf die Ansprachen von Oberbürgermeister Pannenbecker und die des Ortsbevollmächtigten der IG Metall, Georg Rand, einzugehen. Die Rede von Willi Robben, der die Grüße und besten Wünsche des Betriebsrates überbrachte, haben wir schon einleitend erwähnt. Auch was Heinrich Rödel sagte, der 48 lange Jahre an der Drehbank stand und jetzt, wie er sich selbst nannte, „Kompanieschreiber" des Hammerwerks ist, wurde gegenüberliegend bereits angedeutet. Die Ausführungen von Arbeitsdirektor Strohmenger, die über den Bereich des Werkes hinaus große Beachtung fanden, bringen wir auszugsweise auf der nächsten Seite. — — Oberbürgermeister Pannenbecker sprach für die Stadtverwaltung und Stadtvertretung von Oberhausen sowie von Gelsenkirchen: „Für das Ausharren in guten und bösen Tagen, in Freud und Leid, gibt es ein einzigartiges Rezept: das Rezept des guten Willens." An die Jubilare gewandt: „Ich möchte Sie heute nicht nur als Jubilare ansprechen, sondern auch als würdige Bürger begrüßen, denn Sie haben guten Willen und Treue gleichermaßen bewiesen." — — Georg Rand, vor kurzer Zeit selbst noch Werksangehöriger, überbrachte die Glückwünsche der IG Metall sowie der DAG. „Ein Hüttenbetrieb", so konnte er aus eigener Anschauung berichten, „ist nun mal kein Mädchenpensionat, sondern weitaus härter; hier weht oft ein rauher Ton, zumal auch der Umgang mit Eisen und Stahl den Menschen formt. Bleiben Sie immer, was Sie in jahrzehntelanger Arbeit bewiesen haben: fest und treu. Festigkeit und Pflichtbewußtsein sowie ein gesundes Streben werden verhüten, daß die Welt in Trümmer geht."

thyssenkrupp Konzernarchiv

ARBEITSDIREKTOR KARL STROHMENGER:

Unser Aufstieg war kein Wunder...

. . . sondern das Ergebnis treuer Pflichterfüllung der Arbeiter- und Angestelltenschaft

Im Mittelpunkt der Feierstunde stand wie in jedem Jahr eine Ansprache von Arbeitsdirekor Strohmenger, die in ihrem zweiten Teil den bei Jubilarfeiern schon zur Tradition gewordenen „Bericht zur Lage" enthielt. Zuvor hatte Direktor Strohmenger die Jubilare sowie die Ehrengäste im Namen des Vorstandes aufs herzlichste willkommen geheißen. Von den Mitgliedern des Aufsichtsrates sah man Christian Fette, MdB Martin Heix, Matthias Hüskes und August Jürs. — Aufsichtsrats-Vorsitzender Fritz Butschkau ließ den Jubilaren seine besten Grüße und Wünsche übermitteln, er konnte nicht wie sonst an der Oberhausener Jubilarfeier teilnehmen, da er zur selben Stunde als Präsident der Girozentrale in Düsseldorf seine eigenen Jubilare zu ehren hatte. — — Trotz einer eben überstandenen schweren Erkrankung hatte es sich Oberbürgermeister Pannenbecker nicht nehmen lassen, zum Fest unserer Arbeitsjubilare zu erscheinen. Als Repräsentant der Stadtvertretung und Stadtverwaltung Gelsenkirchen war Oberbürgermeister Geritzmann anwesend. Ferner konnte Direktor Strohmenger in seine Begrüßungsworte einschließen die Vertreter der Behörden, der Kommunalverwaltung, der Gewerkschaften und der Presse, sein Willkommensgruß galt aber ebenso den Betriebs- und Abteilungsleitern sowie den Mitgliedern des Betriebsrates.

Arbeitsdirektor Karl Strohmenger unter den Gelsenkirchenern. Vorne links Willi Rosowski (Betriebsrat), in der Mitte Hermann Kölsche, ein Jubilar mit 40jähriger Dienstzeit, und rechts Georg Weide (Betriebsrat).



Zu Beginn seiner Ausführungen gab Arbeitsdirektor Strohmenger zu bedenken, daß nicht das Bemühen um die Schaffung oder Erhaltung einer „Betriebsfamilie" der tiefere Sinn der Jubilarfeiern sei. „Ihr selbst", so wandte er sich an die Jubilare, „wißt am besten aus der Erfahrung eines arbeitsreichen Lebens, daß der Betrieb ein zweckrationales Gebilde ist, daß das Sachliche überwiegt, daß es nüchtern in ihm zugeht und manchmal sogar hart und brutal. Es wäre eine Herabsetzung des tieferen Sinngehaltes der Familie mit ihren natürlichen und gefühlsmäßigen Bindungen, wollte man diesen Begriff auch auf das Betriebsleben übertragen. Wir feiern unser Arbeitsjubiläum in diesem Werk deshalb nicht aus einer falsch verstandenen oder vielleicht auch bewußten Sentimentalität. Wir feiern es aus der Erkenntnis, daß ein jeder mit seiner Arbeitskraft auch seine ganze Persönlichkeit in den Dienst einer gemeinsamen Sache gestellt hat. Wenn das 25, 40 oder gar 50 Jahre geschehen ist, dann ist das schon Grund genug, dieser Tatsache ehrend und dankbar zu gedenken."

In diesem Zusammenhang stellte er die Frage: „Was wäre denn ein Werk ohne einen Stamm an bewährten und zuverlässigen Männern? — — Physische Leistungsfähigkeit und theoretische Kenntnisse mögen unentbehrlich sein. Sie reichen aber nicht aus zur Qualitätsarbeit und zur Erfüllung des besonderen Betriebszweckes. Die langjährige Betriebserfahrung eines weiten Teiles der Belegschaft ist nicht zuletzt eine unverzichtbare Voraussetzung für den betrieblichen Erfolg. Es ist deshalb nur recht und billig, daß den Jubilaren heute von seiten der Werksleitung Dank und Anerkennung für ihre verdienstvolle jahrzehntelange Mitarbeit ausgesprochen wird."

In einem kurzen Rückblick erinnerte der Arbeitsdirektor an das Jahr 1905, als die 26 Goldjubilare bei der Hütte eintraten: eine Zeit des Friedens und der Sicherheit, ohne Wirren und kriegerische Auseinandersetzungen. Doch bereits nach einem knappen Jahrzehnt stand die Welt in Flammen. Als 1915 die Männer, die heute ihr 40jähriges Arbeitsjubiläum feiern, zum erstenmal durch die Pförtnerhäuser schritten, verlangte der Krieg bereits seinen grausigen Tribut. „Zum erstenmal", so führte der Redner aus, „mußtet Ihr erleben, wie die Menschen in wahnsinniger Verblendung Eure Erzeugnisse harter Arbeit nicht zum Aufbau, sondern zur Zerstörung und Vernichtung verwandten."

Vor 25 Jahren dann — man zählte das Jahr 1930 —, als die jüngsten Jubilare in die Belegschaft eintraten, hoffte wohl ein jeder auf den Anbruch einer glücklicheren Zeit. Nun, wir wissen, es blieb ein frommer Wunsch. „Hinter der äußeren Ruhe bereiteten sich furchtbare Ereignisse vor, bis dann eines Tages das Entsetzliche geschah: Zum zweitenmal in unserem Leben erfaßte uns die Furie des Krieges, fürchterlicher und schrecklicher als je zuvor, heraufbeschworen durch tödliche Unvernunft, Haß und Habgier der Menschen."

Und 1945 standen wir dann da, alt und jung, und mußten wieder von vorne anfangen, unter noch härteren Bedingungen als nach dem ersten Weltkrieg. An die Jubilare gewandt, fuhr Direktor Strohmenger alsdann wörtlich fort: „Aber in jener schweren Zeit wart Ihr da, Ihr fingt als erste an, Ihr wart bereit, zuzupacken und aufzubauen, trotz Wohnungselend, trotz Hunger und Mangel. Ohne Euren Mut und Eure Opferbereitschaft, ohne Euer Pflichtbewußtsein und Euer Verantwortungsgefühl wäre uns der beispiellose Aufbau unserer Hütte nicht gelungen. Es ist schon häufig gesagt worden, aber es sollte an

Fortsetzung nächste Seite

Gelsenkirchener Drahtwerker feierten zwanzigjähriges Bestehen ihres Chores

Von seinem 20jährigen Bestehen veranlaßt, gab der Männerchor des Drahtwerkes Gelsenkirchen Ende November ein festliches Konzert, an dem unser Werksorchester mitwirkte. Wenn nun auch 20 Jahre außerhalb der üblichen Jubiläumstermine liegen, so hatte der Chor immerhin eine gewisse Berechtigung zu dieser Feier; denn er kann einerseits auf eine ziemlich bewegte Vergangenheit zurückblicken, in der ihm allein schon durch den Krieg acht seiner treuesten Mitglieder genommen wurden, andererseits gelang ihm in den letzten Jahren ein Wiederaufbau, der ihm nun auch ein öffentliches Auftreten wieder ermöglicht.

Daß der Chor den Krieg und die Kriegsfolgen so gut überwinden konnte, dürfte wohl daher kommen, daß es in Gelsenkirchen schon immer genug Sangesfreudige gegeben hat, denen an einer Pflege des edlen Männergesanges stets gelegen war. Beides führte ja schließlich im Januar 1935 zur Gründung des Vereins, dessen erster Vorsitzender, der damalige kaufmännische Angestellte August Albrecht, sein Amt erst im Vorjahre, als er zum Ehrenvorsitzenden ernannt wurde, an Fritz Oppitz übergab. Chorleiter wurde bei der Gründung Alois Klein, später Hans Grebe und schließlich der Organist Heinz Stegmann, der es noch ist.

Die Sangesfreudigkeit und der Gemeinschaftssinn zeigten sich auch in dem Ende November gegebenen Konzert, vor allem in dem Chorlied „Am Niederrhein", dessen Solopartie Gustav Gerke übernommen hatte, der im Betrieb in der Zurichterei von Baustahlgewebe beschäftigt ist. Aber auch ein guter Ausgleich der verhältnismäßig kleinen Stimmenanzahl war feststellbar, ebenso ein gutempfundener Vortrag. Die Programmfolge des Konzertes war dem Anlaß angepaßt und bestand aus einem ernsteren, vom Werksorchester mit der „Oberon"-Ouvertüre von Weber und dem Pilgerchor aus Wagners „Tannhäuser" eingeleiteten Teil sowie aus dem unterhaltsamen, der gute beschwingte Melodien bot. So zeigte sich, daß man in Schalke nicht nur gut fußballspielen, sondern auch gut singen kann. Die Besucher des Konzertes spendeten einen aufrichtigen und lebhaften Beifall und bestätigten damit dem Chor und dem Orchester, mit der jetzt so regen Tätigkeit auf dem richtigen Wege zu sein. O. S.





„. . . aber Herr Wachtmeister, dat kann ich nich verstehen, dat ich hier angehalten werde. Es war doch genug Platz für mich da. Es fuhren doch bloß en paar Autos und da bin ich doch schon dran vorbeigekommen. Warum soll ich denn da anhalten!" — — „Schauen Sie sich doch bitte einmal um! Sehen Sie dort das Schild an der Straßenecke!" — — „Dat kenn ich. Dat ist en Stopschild, dat steht schon lange da, wat soll dat denn!" — — — So begann das Gespräch zwischen einem Polizisten und einem Verkehrssünder während der letzten Belegschaftsversammlung. Es war ein ebenso humorvolles wie lehrhaftes Gespräch, bei dem es besonders auch darum ging, wie ein verkehrssicheres Fahrrad ausgerüstet sein muß. Die Zuhörer gingen begeistert mit. „Sag's mit Humor", war die Devise. Aber wohl keiner im Saal, der den so ernsten Hintergrund der amüsanten Plauderei nicht heraushörte: Mit Humor geht's besser als mit dem Holzhammer.

Wie im Bundestag



Bei der letzten Belegschaftsversammlung waren Mikrofone im Mittelgang des Saales aufgebaut. Jeder, wie hier Franz Schulten, NO, konnte in die Diskussion eingreifen, ohne sich selbst nach vorne bemühen zu müssen.



Dem Plenarsaal des Bundestages abgelauscht ist diese neue Einrichtung, von der hier der Kollege Wilhelm Johnen, Maschinenhaus IV, Gebrauch macht.

Von hier wurden die in der Diskussion gestellten Anfragen beantwortet. Am Mikrofon: Willi Robben. Rechts Arbeitsdirektor Strohmenger, links Herm. Förster.



einem Tag wie dem heutigen wiederholt werden: Was hier und allerorts in der deutschen Wirtschaft geschah, war kein Wunder, sondern das Ergebnis einer selbstverständlichen und treuen Pflichterfüllung von verantwortungsbewußten Arbeitern und Angestellten."

Direktor Strohmenger vergaß auch nicht ein Wort des Dankes an die Frauen und Mütter, die ihren Männern und Söhnen während dieser Jahre treu zur Seite standen und Not und Sorge der schwierigen Zeiten ebenso wie die Freuden guter Jahre mit ihnen teilten.

Im weiteren Verlauf seiner Ansprache ging Arbeitsdirektor Strohmenger alsdann auf die wirtschaftliche Lage des Werkes ein. Die Hochkonjunktur, in der sich die deutsche Wirtschaft seit etwa der zweiten Hälfte dieses Jahres befindet, brachte Produktionsrekorde auch in unserem Werk. „Die Nachfrage nach unseren Produkten", so sagte Direktor Strohmenger wörtlich, „ist so groß, daß wir Aufträge nur mit Vorsicht entgegennehmen. Der augenblickliche Auftragsbestand reicht für eine gute Beschäftigung bis über die Mitte des nächsten Jahres hinaus aus."

Direktor Strohmenger verheimlichte nicht, daß einige Sorge jedoch das Brennstoffproblem bereitt „Die weitgehende Ausnutzung unserer Kapazität erfordert einen Koksbedarf, der in den letzten Monaten nicht mehr voll durch Zugänge gedeckt worden ist, so daß wir unsere Bestände aufzehren mußten. Wir können nur hoffen, daß recht bald Mittel und Wege gefunden werden, um die Lage auf dem deutschen Kohlenmarkt zu bessern und uns unabhängig zu machen von der widersinnigen und überteuerten Einfuhr fremder Kohle. Von der ausreichenden Kohleversorgung wird es nicht zuletzt abhängen, ob das hohe Produktions- und Beschäftigungsniveau der deutschen Wirtschaft stabilisiert werden kann."

„Der Beginn der Hochkonjunktur", erklärte Direktor Strohmenger zur betrieblichen Situation, „fiel mit der Zeit zusammen, in der sich ein weiterer Teil unserer Investitionen auszuwirken begann. Die volle Inbetriebnahme der kontinuierlichen Halbzeugstraße sowie der Feineisenstraße verbesserte unsere Absatzmöglichkeiten. Der besondere Wert gerade dieser Neuanlagen liegt in der Erhöhung der Krisenfestigkeit unseres Werkes." — — Trotzdem aber bleibe, so meinte der Arbeitsdirektor in bezug auf die zur Zeit in Ausführung befindlichen oder geplanten Investitionen, auch für die nächste Zeit noch viel zu tun übrig. Er erwähnte insbesondere die Erhöhung der Tiefofenkapazität sowie den bevorstehenden Umbau der Blockstraße II. Auch im Grobblechwalzwerk wird nach Fertigstellung der Quartostraße eine rationellere Produktion möglich sein. Als letztes Großobjekt nannte Direktor Strohmenger die geplante Modernisierung der Hochofenanlage. „Wir wollen hoffen", so sagte er, „daß die gute Beschäftigungslage noch einige Zeit vorhält, damit wir bei Eintreten einer der im Wirtschaftsleben wohl unvermeidlichen Krisen das Um- und Neubauprogramm beendet haben und dann auch im schärferen Wettbewerb bestehen und so die Arbeitsplätze erhalten können." Noch einmal auf die Produktionsergebnisse des vergangenen Jahres eingehend, vertrat Direktor Strohmenger die Ansicht, daß diese Leistungen jedoch nicht allein mit den neuen Anlagen hätten erreicht werden können, wenn nicht die tatkräftige Mitarbeit besonders der erfahrenen und altbewährten Belegschaftsmitglieder hinzugekommen wäre.

Der erste spürbare Erfolg der Investitionstätigkeit liegt nach den Worten des Arbeitsdirektors in der allmählichen Einschränkung der Sonntags- und Mehrarbeit. Die Möglichkeit eines rationelleren Materialflusses und die damit verbundene stärkere Ausnutzung der Kapazitäten hat uns in die Lage versetzt, ohne Produktionseinbuße an den meisten Walzenstraßen nicht mehr 18, sondern nur noch 17 Produktionsschichten zu verfahren. Dadurch wurde es möglich, die Reparaturschicht vom Sonntag auf Montag früh zu verlegen. Auch dies ist ein weiterer Schritt zur Verkürzung der Arbeitszeit, denn erst nach dem Fortfall der Sonntagsarbeit ist die echte 48-Stunden-Woche erreicht, von der wir noch weit entfernt waren. Wenn wir es ernst meinen mit der Verwirklichung der 40-Stunden-Woche, und das tun wir alle — strittig ist nur noch das Tempo der Realisierung —, dann müssen wir zunächst überall dort zur 48-Stunden-Woche kommen, wo sie bisher noch nicht eingehalten werden konnte."

In bezug auf die 42-Stunden-Woche im Siemens-Martin-Werk konnte Direktor Strohmenger mit besonderer Freude berichten, daß die vom Landesarbeitsminister berufene Gutachterkommission grundsätzlich positiv hierzu Stellung genommen hat. Er verband damit die Hoffnung, daß nun auch die zuständigen Instanzen nicht zaudern werden, ihre Genehmigung zu erteilen, insbesondere, weil sich hier das technisch Zweckmäßige mit dem sozialpolitisch Wünschenswerten verbindet.

Als ein noch immer der Lösung harrendes Problem bezeichnete der Vortragende die Holding-Mitbestimmung: „Es ist uns unverständlich, daß angesichts der wirtschaftlich durchaus wünschenswerten stärkeren Zusammenfassung getrennter Wirtschaftskomplexe immer noch die Frage der Holding-Mitbestimmung nicht entschieden ist. An dieser Frage sind wir besonders im Oberhausener Raum interessiert, wo durch die Entflechtung Zusammengehöriges auseinandergerissen wurde. Es wäre bedauerlich", so gab Direktor Strohmenger zu bedenken, „wenn durch eine weitere Verschleppung der gesetzlichen Regelung dieser Frage hier bei den kommenden Überlegungen der Wiedervereinigung der Werke ein Zündstoff entstände, den ein Funke zur Explosion bringen könnte."

Auf die weltpolitischen Zusammenhänge eingehend, verlieh der Redner der unerschütterlichen Hoffnung und dem sehnlichen Wunsch nach einem dauerhaften Frieden Ausdruck. „Sind wir nicht alle erfüllt von dem heißen Wunsch, daß der Stahl, den wir in gemeinsamer Arbeit erzeugen, endlich nur dem Frieden dient? Sonst werden wir uns am Ende eines arbeitsreichen Lebens, wenn wir die Frage nach dem Sinn unserer Arbeit stellen, eine bittere Antwort geben müssen." —

Investigated and corrected by MMS

Haben Sie 1955 richtig geklebt?

Wichtig für freiwillig Sozialversicherte

Im Jahre 1955 wurden die Beitragssätze für alle Personen, die sich in der Angestellten- oder Invalidenversicherung selbstversichern oder von dem Recht der freiwilligen Weiterversicherung Gebrauch machen, abermals erhöht. Um so mehr besteht für diesen großen Personenkreis vor dem Jahresende die Verpflichtung, darauf zu achten, daß die Anwartschaft nicht gefährdet wird.

Seit 1949 müssen zur Erhaltung der Anwartschaft jährlich mindestens sechs Monatsbeiträge oder entsprechende Ersatzzeiten nachgewiesen werden. Freiwillig Versicherte haben die Beiträge in der ihrem jeweiligen Gesamteinkommen entsprechenden Beitragsklasse zu entrichten. Zu dem Einkommen rechnen neben den Einkünften aus abhängiger oder selbständiger Tätigkeit u. a. Erträge aus Gewerbebetrieb sowie aus Land- und Forstwirtschaft, ferner Zinsen aus Kapitalvermögen, Dividenden, Provisionen und andere wiederkehrende Bezüge. Steht am Schluß eines Monats das auf ihn entfallende Gesamteinkommen nicht fest, so ist das Gesamtjahreseinkommen zu schätzen und aus ihm das auf den Monat entfallende Einkommen zu ermitteln. Eine freiwillige Versicherung in der Beitragsklasse I ist nicht zulässig. Daher müssen freiwillig Versicherte ohne eigenes Einkommen, z. B. Hausfrauen, mindestens Beiträge nach der Klasse II entrichten. Die Verwendung von Beitragsmarken einer höheren Klasse dagegen ist statthaft.

Obwohl die gesetzlichen Bestimmungen den freiwillig Versicherten gestatten, Beiträge noch innerhalb von zwei Jahren nach Schluß des Kalenderjahres, für das sie gelten sollen, nachzuentrichten, wird dringend empfohlen, von diesem Recht keinen Gebrauch zu machen, sondern die jährlich fälligen mindestens sechs Marken spätestens am Schluß des jeweiligen Kalenderjahres zu kleben. Das Gesetz bestimmt nämlich, daß Marken nach Eintritt des Versicherungsfalles (Invalidität, Berufsunfähigkeit oder Tod) nicht mehr geklebt werden dürfen, und zwar auch nicht mehr innerhalb der zweijährigen Nachfrist. Dagegen sind für das Jahr, in dem der Versicherungsfall eintritt, für die Erhaltung der Anwartschaft keine Beiträge erforderlich; d. h. es genügt stets, wenn die für das laufende Jahr fälligen Marken am 31. Dezember geklebt werden. Etwa für das Jahr 1953 noch fehlende Marken müssen aber unter allen Umständen bis spätestens Ende Dezember 1955 geklebt werden, weil sonst die Anwartschaft und mit ihr die Versicherung erlischt. Es besteht auch keine Möglichkeit, Lücken aus dem Jahr 1953 zu einem späteren Zeitpunkt zu schließen, da die Marken den Aufdruck des Kaufjahres tragen, so daß jederzeit festgestellt werden kann, ob die zweijährige Nachfrist im Zeitpunkt der Regulierung nicht bereits überschritten war. Marken mit dem Aufdruck „55" dürfen also nur noch für Beitragszeiten verwendet werden, die nicht vor dem 1. Januar 1953 liegen.

Am 1. April dieses Jahres wurden die Beiträge für die Marken um rund 10 Prozent erhöht. Marken mit den früheren Preisen sind auch jetzt noch bei den Postämtern erhältlich; sie können aber nur zur Schließung von Beitragslücken zwischen dem 1. Januar 1953 und dem 31. März 1955 verwendet werden. Wer Marken für diese Zeit erwerben will, sollte daher stets zum Ausdruck bringen, daß er sogenannte „alte" Marken im Gegensatz zu den am 1. April herausgegebenen „neuen" Marken wünscht und an Ort und Stelle eine Nachprüfung vornehmen.

Alle Versicherten haben die Möglichkeit, zur Erhöhung ihrer späteren Rentenleistungen sogenannte Höherversicherungsmarken (HV-Marken) zu verwenden, deren Beitragsklasse beliebig hoch gewählt und jederzeit gewechselt werden kann. Auch kann der Gebrauch dieser Marken jederzeit unterbrochen werden, ohne die auf sie entfallenden späteren zusätzlichen Rentenleistungen zu gefährden. Es kann aber zu jeder Grundmarke stets nur eine HV-Marke geklebt werden. Im Gegensatz zu den Grundmarken wurden die Preise für die Höherversicherungsmarken am 1. April nicht erhöht, so daß beim Erwerb dieser Marken nicht zwischen „alten" und „neuen" Marken unterschieden zu werden braucht. Ist die Anwartschaft infolge ungenügender Beitragsleistung erloschen, wird trotzdem bei Eintritt des Versicherungsfalles — jedoch nicht früher — von Amts wegen geprüft, ob die Anwartschaft durch sogenannte Halbdeckung als erhalten gilt, das heißt, ob die Zeit seit dem ersten Eintritt in die Versicherung bis zum Versicherungsfall mindestens zur Hälfte mit Beiträgen belegt ist.

thyssenkrupp Corporate Archives

Vier Fragen, die jeden angehen

Daß Unkenntnis nicht vor Strafe schützt, dürfte wohl jedem bekannt sein. Weniger bekannt ist dagegen, daß nicht für jede Invalidität infolge eines Unfalles, auch wenn es sich um eine schwere handelt, eine Rente gezahlt werden muß. Die Unfallversicherung unterscheidet hier zwischen eigenem und fremdem Verschulden des Verletzten und berücksichtigt ebenso, wenn sich die Unfallfolgen verschlimmert haben, weil die Arbeit ohne ärztliche Zustimmung vorzeitig aufgenommen wurde. Wir haben daher vier der wichtigsten Fragen, die im täglichen Leben in dieser Hinsicht auftreten, ausgewählt und möglichst verständlich und einprägsam beantwortet.

Frage:
Besteht ein Unterschied in der Höhe der Hinterbliebenenrente, wenn der Tod infolge des Unfalles sofort oder später eintritt?

Antwort: Nein.
Die Leistungen aus der Unfallversicherung sind vom Todestag ab in beiden Fällen gleich hoch.

Frage:
Kann ein Verletzter zur Zahlung der Kosten des Unfalles herangezogen werden, wenn er den Unfall selbst verschuldet hat?

Antwort: Nein.
Die Unfallversicherten können aber bei Verstößen gegen die Unfallverhütungsvorschriften mit Ordnungsstrafen bis zu DM 1000,— belegt werden.

Frage:
Besteht ein Anspruch auf Leistungen der Unfallversicherung und Krankenversicherung, wenn der Verletzte den Unfall vorsätzlich herbeigeführt hat (Selbstverstümmelung, Selbstmord)?

Antwort: Nein.
Hat der Verletzte den Unfall vorsätzlich herbeigeführt, so besteht weder für ihn noch für seine Hinterbliebenen ein Anspruch auf Leistungen aus der Unfallversicherung.

Frage:
Haben Verletzte Schwierigkeiten oder finanzielle Nachteile zu erwarten, wenn sie vor Abschluß des Heilverfahrens oder vor vollständiger Abheilung der Verletzungsfolgen die Arbeit wieder aufnehmen?

Antwort: Nein.
Wenn die Arbeitsaufnahme mit Zustimmung des behandelnden Arztes oder des Werksarztes auf einem entsprechenden Arbeitsplatz erfolgt.
Nimmt der Verletzte aber entgegen ärztlicher Weisung die Arbeit wieder auf, so kann die Berufsgenossenschaft Leistungen für die durch die Arbeitsaufnahme entstandene Verschlimmerung der Unfallfolgen versagen.

Geschehen am 4./5. Dezember 1955

Eigentlich ist der Barbara-Tag am 4. Dezember ein besinnliches Fest. Aber wer will es den Berg- und Hüttenleuten verdenken, und am wenigsten wird dies St. Barbara tun —, wenn sie zu Ehren ihrer Schutzpatronin „sich einen genehmigen". — — Das war dann auch in diesem Jahre beim Barbara-Fest der Fall. Eine Anzahl Hüttenknechte hatten sich, um auf ihre Weise St. Barbara zu huldigen, in einem Oberhausener Lokal eingefunden. Nun: Es ging hoch her. Man zechte und ehrte die Schutzpatronin bis in die tiefe Nacht hinein . . .

Einem der Barbara-Verehrer aber wurden dabei die Beine immer schwerer, die Augen fielen ihm zu — — Bei der Strapaze kein Wunder, er wurde eben müde. Um sich nun — bis auch die anderen Zechkumpanen sich auf den Heimweg machten — schon vorweg ein Stündchen in Morpheus Armen zu wiegen, suchte er sich ein stilles Plätzchen hinter der Theke, wo er sich alsdann in horizontaler Lage breit machte. Wie gesagt: die anderen ehrten währenddess weiterhin ihre Schutzpatronin, bis sie sich — in vergnüglicher Stimmung, versteht sich — zum Aufbruch bequemten. Der Wirt schloß ab und ging, nachdem er die Tageseinnahme gezählt hatte, schließlich zu Bett.

Gegen Morgen, es mag so um acht Uhr herum gewesen sein, wurde er durch ein wütendes Geknurre seines Hundes geweckt. Obwohl dieser Schäferhund auf den keinesfalls kriegerischen Namen „Bacchus" hört, ist er ein überaus scharfes und rauhbeiniges Viech. Als der Wirt nun in die Gaststube trat, um nachzusehen, was „Bacchus" so beunruhigte, traute er seinen Augen nicht: Da stand „Bacchus" voller Siegerstolz über einem hinter dem Schanktisch liegenden, langausgestreckten Manne. Der brauchte nur den Kopf zu bewegen oder gar die Augen zu verdrehen, so ließ der Hund ein wenig sanftmütiges Knurren hören und machte Anstalten, ihm an die Kehle zu springen. Offensichtlich glaubte der Hund, einen Einbrecher ertappt zu haben. Der Wirt aber wußte sofort Bescheid, wer der durch „Bacchus" so sehr in Schach gehaltene Mann war. Es war nämlich der plötzlich so müde gewordene Barbara-Verehrer. Wie war er doch froh, als ein Zuruf des Wirtes ihn endlich aus seiner keineswegs bequemen Lage befreite. Seit Stunden schon hatte ihm der Hund eine Heidenangst eingeflößt. **Chronicus.**



thyssenkrupp Corporate Archives



Daß das Büchersortiment, welches in der Werkzeitung regelmäßig zur Besprechung ansteht, geschickt und sorgfältig zusammengestellt ist, wurde uns kürzlich von einem großen süddeutschen Verlagsunternehmen bestätigt. Auch diesmal — zum Weihnachtsfest — waren wir bemüht, aus dem großen Bücherbestand der Werksbücherei für jeden etwas zu bringen. Wir haben uns nicht gescheut, auch auf Autoren wie Hans Habe und Hans Werner Richter zurückzugreifen, die in der Öffentlichkeit stark diskutiert werden.

Robert Bruce Lockhart: Mich rief Europa. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart. 322 S.

Immer ist es die persönliche Beziehung, die Lockharts politische Erlebnisse bestimmt. Wenn er hier beispielsweise die bolschewistische Revolution in ihren Grundzügen beschreibt, so liegt dem eigenes Erleben zugrunde. Der Verfasser wurde 1919 als britischer Repräsentant in Moskau verhaftet und jahrelang festgehalten. Auch der Umsturz in der Tschechoslowakei, der „Prager Fenstersturz" des Außenministers Jan Masaryk, mit dem er wie mit Benesch eng befreundet war, wird von Lockhart aus persönlicher Erfahrung heraus geschildert. Feuilletonistisch-geschliffen seine Nachkriegsberichte über einige westeuropäische Länder, darunter auch Deutschland.

*

Hans Habe: Ich stelle mich. Verlag Kurt Desch, München. 544 S.

Hans Habe, der Sohn des höchstumstrittenen Wiener Zeitungskönigs Békessy, mittlerweile selbst ein nicht weniger umstrittener Journalist, erzählt mit 43 Jahren sein bisheriges Leben. Der Verfasser, der während des Dritten Reiches in die USA emigrierte, kehrte 1945 als amerikanischer Offizier nach Deutschland zurück, wo er sich als „Umerzieher" und später als Chefredakteur der „Neuen Zeitung" betätigte. Habes Lebensgeschichte ist keine Autobiographie im üblichen Sinne, es ist mehr eine Reportage, ein Dokument einer verworrenen und maßstablosen Zeit, die der Verfasser in seinem ebenfalls mit geteilter Meinung aufgenommenen Roman „Off limits" zu läutern versuchte.

*

Arthur Koestler: Pfeil ins Blaue. Verlag Kurt Desch, München. 419 S.

Als Arthur Koestler im spanischen Bürgerkrieg von Francos Gerichten zum Tode verurteilt wurde, gelobte er eine Selbstbiographie von beispielhaftem Freimut zu schreiben. Der Autor, der in Ungarn geboren wurde, Siedler in Galiläa, Landstreicher und Limonadenverkäufer in Haifa und Redakteur in Kairo, Paris und Berlin war, trat 1931/32 der deutschen KP bei, von der er sich aber Ende der dreißiger Jahre wieder freimachte, nachdem er die bolschewistische Wirklichkeit in der UdSSR kennengelernt hatte. Seine vielfältigen Abenteuer und Erfahrungen geben der Biographie, deren zweiter Teil „Die Geheimschrift" wir kürzlich als Neuerscheinung besprachen, eine fesselnde Brillanz.

*

Emil Schäfer: Erdteile erwachen. Franz Schneekluth Verlag, Darmstadt. 394 S.

Die Konferenz von Bandung hat gezeigt: Das koloniale Zeitalter nähert sich seinem Ende. Die einstmals Unterworfenen melden ihre Ansprüche auf Selbständigkeit an. Griechen, Römer und Wikinger, vor allem aber Männer wie Vasco da Gama, Christoph Columbus und Fernando Magellanes waren die Begründer und Paten jener kolonialen Epoche, die zu den spannendsten Kapiteln der Weltgeschichte zählt. Aber auch das Erwachen der Kontinente, das Abschütteln der europäischen Kolonialherrschaft an allen Enden der Welt, ist ein fesselndes Abenteuer großen Stils, das E. Schäfer mit gewandter Feder des geübten Journalisten darzustellen versteht.

*

Johan Falkberget: Die Pflugschar. C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh. 422 S.

Der 1879 geborene norwegische Erzähler, der zuerst Grubenarbeiter, dann Redakteur einer sozialistischen Zeitung war, macht uns hier mit einer der edelsten Frauengestalten der nordischen Literatur bekannt: der jungen Erzfahrerin An-Magritt, deren Lebensweg aus Nacht zum Licht Falkberget hier aus tiefstem Wissen um Not, Trost und Kraft einer einsamen, tapferen Frauenseele nachgestaltet hat. „Die Pflugschar" ist das hohe Lied der Not und der Arbeit und der beseligenden Kraft des Glaubens, ein Bild jenes Volkes, das, umweht vom rauhen Wind der Vidda, mit Hammer und Schlegel Einkehr hält in sein eigenes Ich.

*

T. E. Lawrence: Unter dem Prägestock. Paul List Verlag, München. 242 S.

Im letzten Frühjahr waren es zwanzig Jahre, daß Lawrence an den Folgen eines Verkehrsunfalles starb. Seitdem ist das Gespräch über diesen glänzenden und widerspruchsvollen Geist nicht verstummt. Seinem Willen entsprechend wollte Lawrence „Unter dem Prägestock" nicht vor 1950 veröffentlicht wissen, seine Nachlaßverwalter haben sogar noch weitere fünf Jahre gewartet, bis sie der Öffentlichkeit die Aufzeichnungen übergaben, die Lawrence während seiner Dienstzeit als Rekrut nach 1922 machte. Lawrence selbst erwartet, daß diese Aufzeichnungen „niemand gern freiwillig lesen wird".

*

Hans Werner Richter: Du sollst nicht töten. Kurt Desch Verlag, München. 452 S.

Hans Werner Richter, Initiator der „Gruppe 47", zählt zu den deutschen Nachkriegs-Autoren. Bisher erschienen von ihm „Die Geschlagenen", wofür er den Fontane-Preis erhielt, „Sie fielen aus Gottes Hand" und „Spuren im Sand". Das Thema seines neuesten Buches: Der zweite Weltkrieg. Die Handlung beginnt mit den ersten Tagen des Krieges und endet mit seinen letzten. Sie spielt überall dort, wo die Mehrzahl von uns den Krieg erlebte, in der Heimat, auf dem Kasernenhof, in Polen, Frankreich, Rußland, Italien. Der romanhafte Zusammenhang des Buches wird verkörpert durch die Einzelschicksale der Angehörigen einer pommerschen Familie.

*

Edith Templeton: Italienisches Capriccio. Universitas Verlag, Berlin. 360 S.

Ein ganz und gar originelles, gar ketzerisches Buch voll Witz, Charme und Verstand. Edith Templeton, die aus Prag stammende, in Paris aufgewachsene und mit einem Engländer verheiratete Autorin reiste mit skeptischer Neugier und berichtet spritzig-ironisch über alles, was sie auf ihrer transalpinen Fahrt erlebte. Dabei hielt sie sich bewußt abseits der Reiseroute der Touristen und Hochzeitsreisenden und suchte mit Vorliebe Stätten auf, die nicht im Programm der Reisegesellschaften stehen. Geradezu liebevoll ihre Schilderung und Charakterisierung der Städte Cremona, Parma, Mantua, Ravenna, Urbino und Arezzo.

*

Jean Giono: Die polnische Mühle. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln. 190 S.

Die polnische Mühle, die dem neuesten Roman Gionos den Titel gab, liegt nicht etwa in Polen, sondern in Südfrankreich, wo alle Romane Gionos spielen und wo er selbst seit Jahrzehnten lebt. In der „Polnischen Mühle" verfolgt er sozusagen den Lauf von Schicksal und Verhängnis durch mehrere Generationen einer Familie, deren Gründer die „Polnische Mühle", einen alten Adelssitz, erwarb und seinen Nachkommen den Besitz, aber auch die Belastung mit einem schicksalhaften Verhängnis überließ. Die Spannung des Buches — das macht den hohen Rang des Buches aus — ist geistigen Ursprungs.

*

Jean Cocteau: Kinder der Nacht. Kurt Desch Verlag, München. 207 S.

Jean Cocteau, der unerschöpfliche Zauberer und Verzauberer, der kürzlich als Mitglied der Academie Francaise in die Reihen der „Unsterblichen" aufgenommen wurde, hat diesem Roman einer ausweglosen Jugend den Titel „Les Enfants Terribles" gegeben. Der Titel der deutschen Übersetzung „Kinder der Nacht" ist vielleicht nicht ganz glücklich gewählt. Mit diesem Buch, als es 1929 erschien, begründete der Dichter seinen Ruhm als Romancier. Hier erzählt Cocteau mit der ihm eigenen Knappheit und sublimen Technik die Geschichte eines verwaisten Geschwisterpaares, das sich in einer chaotischen Zeit gegenseitig in den Selbstmord treibt.

thyssenkrupp Corporate Archives

HÜTTENBERUFE

. . . was unser Zeichner Kurt Cerny sich darunter vorstellt.
— Nicht einmal was ein „Warmbettmann" ist, weiß er.

Kurt Cerny, ein stets frohgelaunter und zu Späßen aufgelegter Karikaturist im besten Mannesalter, der mit Zeichenstift und spitzer Zunge meist unsere letzte Seite füllt, ist in der ländlichen Abgeschiedenheit des Münsterlandes zu Hause. Er kommt — wie wir mit großstädtischer Überheblichkeit sagen — „vom Dorf". Von der Schwerindustrie hat er daher nur ungenaue Vorstellungen. Durch die Werkzeitung, die wir ihm laufend in seine dörfliche Einsamkeit schicken, wurde er schließlich inspiriert, einmal die verschiedensten Hüttenberufe, von denen im „Echo der Arbeit" des öfteren die Rede ist, aufs Korn zu nehmen. Was dabei herauskam — wie ein Nicht-Hüttenknecht sich unsere Berufe vorstellt —, lassen die beiden Seiten hier erkennen. Im Ernst: Es ist nur Spaß.



Ausbläser



Tellermann



Greifermann



Stoßer



Bettenmacher



Deckelmann



Blasemeister



Bodenbohrer



Scherenmann

thyssenkrupp Corporate Archives



Pfannenstampfer



Endenabschneider



Schlingenführer



Hinterwalzer



Schnapper



Wipper



Tafelführer



Hürden-Kontrolleur



Blechdressierer



Warmbettmann

thyssenkrupp Corporate Archives

